Liturg. 629

<36606424800014

<36606424800014

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber
Gottesverehrung
und
kirchliche Reformen.

Veranlaßt
durch die von des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Majestät dem Ober-Consistorium abgeforderten Rathschläge
zur Belebung
eines ächt-religiösen Volkssinns.

Von
D. Jenisch.

Neue Auflage.

Berlin und Leipzig,
1816.

Liturg. 629

Bayerische
Staatsbibliothek
München

34 BG

Es dürfte schwerlich bezweifelt werden können, daß das gegenwärtige christliche Menschengeschlecht, so wie mehr verfeinert, also auch an Geist und Herz mehr vereitelt, dem Leichtsinn, der Vergnügungs- und Zerstreuungssucht und allen damit verbundenen Lastern und moralischen Gebrechen mehr ergeben ist, als es unsere Vorfahren vor dreißig, vierzig, funfzig und mehrern Jahren gewesen.

Allein gesetzt auch, man wollte dies zwar nicht ableugnen, aber die seitdem unstreitig allgemeiner gewordene Kultur der geselligen Tugenden als einen Ersatz dieser Laster und moralischen Gebrechen ansehen: (ein Ersatz, der, richtig gewürdiget, höchst zweifelhaft befunden wird, oder vielmehr in eine glänzend-nichtige Täuschung hinschwindet); so bleibt

es doch unwidersprechlich, daß der religieuse Sinn, von welchem unsere Vorfahren beseelt wurden, in einem hohen Grade geschwächt und vermindert worden; und daß insbesondere die öffentliche Gottesverehrung, verglichen mit der ehemaligen außerordentlichen Achtung für dieselbe, in einen Verfall gesunken ist, welcher den prüfenden Beobachter der menschlichen Dinge zum ernsten Nachdenken auffodert.

Die eben genannte Unarten des herrschenden Zeitgeistes stehen allerdings in näherer Verbindung mit den Fortschritten der Kultur, mit den vermehrten Erfindungen und Entdeckungen für Bequemlichkeit und Genuß des Lebens, mit dem durch Erziehung, Lektüre und geselligen Umgang geöffnetern Sinn dafür, als mit dem Verfall der öffentlichen Gottesverehruug: dieser Verfall muß vielmehr bloß als eine Folge und nothwendige Wirkung jenes Zeitgeistes angesehen werden. Denn offenbare Einseitigkeit der Ansicht und gänzliche Unkunde des wahren Zusammenhanges der menschlichen Dinge würde es verrathen, den verminderten Besuch der Gotteshäuser als die veranlassende

und einzige Ursache eines solchen herrschenden Zeitgeistes zu betrachten.

Dagegen ist aber auch nichts gewisser, als daß die Geringschätzung der Religion selbst, als solcher, das heißt, die Geringschätzung ihrer erhabenen Lehren von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, ihrer heiligen Sitten-Vorschriften, ihrer trostreichen Verheißungen, als eine der unselig-ergiebigsten Quellen der Fehler des Zeitgeistes betrachtet werden muß.

Und eben so gewiß ist es, daß ein großer Theil dieser Geringschätzung der Religion selbst aus Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung entsteht: insbesondere da, nach der bisherigen Verfassung der christlichen Staaten, der bei weitem größte Theil der Einwohner nur in der Kirche Unterricht über die Wahrheiten der Religion und Sitten-Lehre zu erhalten pflegt.

Diese öffentliche Anstalt zur religieusen und sittlichen National-Bildung (denn mit diesem ehrenvollen Namen werden wir doch wohl unsere christliche Sonn- und Festtagsfeier

bezeichnen dürfen?) fand, wie wir wissen, bei den Griechen und Römern, diesen erleuchtetsten Völkern des Alterthums, nicht statt. Die Schulen und Hörsäle der Philosophen können als ein unbedeutender Ersatz für diese Einrichtung der christlichen Religion angesehen werden: indem sie meistentheils nur dem gebildetern oder reichern Theil des Volks, vorzüglich den Jünglingen, offen standen, und mehr dem Disputiren, dem Unterricht in Physik, Mathematik, Dialektik und Politik, als der Moral und der Religion gewidmet waren. Denn wenn gleich Belehrungen über die letztern Gegenstände häufig auch ertheilt wurden: so trat hier schon der, den Priestergeist der heidnischen Religion brandmarkende, Unterschied zwischen exoterischem und esoterischem Unterricht ein, das heißt zwischen dem, was allen, und dem was nur einigen Auserwählten unter den Zuhörern vorgetragen ward. Pythagoras und Sokrates allein, unter allen Philosophen des Alterthums, würde ich der Ehre des Namens „Volkslehrer," in dem neu-europäischen Sinne, werth achten. Denn Platon's Vortrag war schon zu gelehrt, zu schwärmerisch und zu dialektisch.

Aber gewiß würden die genannten Philosophen unter den Griechen, würden die Ciceron's, Horaze und Seneca's unter den Römern, unsere gereinigte öffentliche Gottesverehrung für einen preiswürdigen Vorzug der christlichen Staaten erklärt haben: ja für einen preiswürdigen Vorzug würden sie's erklärt haben, daß in jedem großen Volksverein unseres Welttheils die heiligen Vorschriften des Sittengesetzes, als die einzige Richtschnur des bürgerlichen und des häuslichen Lebens, als die obersten Bedingungen der Privat- und der allgemeinen Volks-Glückseligkeit, als Gesetz und Wille des ewigen Anordners der Dinge, mit öffentlicher Feierlichkeit anerkannt und sanktionirt werden: sie würden eine hohe Meinung von dem Fortschritt intellektueller und moralischer Kultur in den christlichen Staaten gefaßt und es hoch gerühmt haben, daß die erhabensten aller Wahrheiten, welche sie kaum den auserwähltesten ihrer Schüler anzuvertrauen wagen durften, — die Wahrheiten von der Einheit Gottes, von seiner heiligen und trostreichen Natur, von einer waltenden Vorsehung, von der Hoffnung einer ewigen Fortdauer,

— in der Mitte der Christus-Verehrer dem gemeinen Volk verkündiget und zu Gegenständen der öffentlichen National-Bildung gemacht werden.

Nun kann es zwar der unparteiische Forscher der christlichen Religionsgeschichte nicht leugnen, daß die dem Christenthum vom Aberglauben, von der Unwissenheit der Zeiten und von der Sektensucht beigemischte abgeschmackte, oft sogar sittenverderbliche Lehren, allen Zwecken der reinen Religion Jesu geradezu entgegen, nicht selten mitgewirkt haben, das unaustilgbare natürliche Gefühl des Rechten und Guten zu verdunkeln, unter Bürgern eines Staats und unter den Völkern verschiedener Staaten, den Samen der Zwietracht auszustreuen, sträfliche Plane des politischen Ehrgeizes und Eigennutzes zu befördern, Anders-Meinenden, aus Verketzerungssucht, den Genuß der allgemeinen Menschen- und Bürger-Rechte zu verkürzen, zu verkümmern, und überhaupt eine Menge intellektueller, moralischer und bürgerlicher Verderbnisse herbeizuführen, deren zerstörender Einmischung in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen entgegen zu arbeiten — eine der würdigsten

Bestimmungen der Religion ist. Denn, laßt es uns aufrichtig gestehen: einige der schändlichsten Plagen und Brandmarke der Menschheit – Mönchthum und Hierarchie, Verketzerungs- und Verfolgungssucht um theologischer oder scholastischer Meinungen willen, Inquisizionen und Autodafe's, Religionskriege — die misverstandene und misgebrauchte Religion des Christenthums hat diese Ungeheuer geschaffen, von denen wir unter den nicht christlichen Völkern des Alterthums und der neuern Zeiten entweder gar keine, oder höchstens nur schwache Spuren antreffen.

Dagegen bleibt es auch unwidersprechlich, daß der Geist der Ruhe, des Stilllebens, der öffentlichen Sicherheit, oder, wie ich mich hier im Allgemeinen ausdrucken mögte, der moralischen Anständigkeit und der negativen Tugend (durch welchen für die kategorische Sittlichkeit allerdings sehr wenig, aber für das Wohl der menschlichen Gesellschaft unaussprechlich viel gewonnen wird), Vorzüge sind, deren sich die christlichen Nationen, mit Ausnahme weniger Epochen, viel mehr

als Griechenland und Rom erfreueten, und daß diese Vorzüge, wenn gleich nicht überall und einzig, wenigstens einem großen Theil nach, der durch die öffentliche Gottesverehrung eingeprägten Ehrfurcht für das Heilige im Menschen, zugeschrieben werden muß.

Und wenn selbst durch das mitternächtliche Dunkel des Mittelalters einige Strahlen der Humanität schimmern: wem anders verdanken wirs, als den öffentlichen Religionsanstalten, vermittelst deren wenigstens doch einiges von Gott und Sittenlehre zur Kunde des verwilderten Volkes kam?

Wäre es nicht herrschende Manier der großen Schriftsteller Griechenlands und Roms, uns von ihren Nazionen immer nur die schöne und gefällige Seite vorzuzeigen, nur ihre Helden, Patrioten und Künstler uns darzustellen, und über den glänzenden Perioden, die doch immer nur sehr vorübergehend, zum Theil auch mit Dichtungen stark untermischt waren, am längsten zu verweilen, diese am sorgfältigsten auszumahlen: dann würden wir uns durch ihre eigene historische Zeugnisse davon versi-

chern können, daß die griechische und römische Volksmasse in der moralischen Ansicht und Beurtheilung göttlicher und menschlicher Dinge tief unter der neueuropäischen Volksmasse, besonders der protestantischen, stand:[1]) ein Satz, den ich, nicht als Geistlicher, sondern als unparteiischer Forscher der Geschichte des Menschengeschlechts mir getraue, auch aus den gegenwärtig vorliegenden geschichtlichen Urkunden der beiden Nazionen, unbezweifelbar zu erweisen: wie ich es auch schon in andern meiner Schriften zum Theil dargethan habe. Allein auch dieser Vorzug des christlichen Volks ist nur seiner religieusen Erziehung und der öffentlichen Gottesverehrung zuzuschreiben: denn Philosophie, Weltumgang und Lektüre wirken ja immer nur in dem Kreise der gebildetern Stände.

Und, (ohne meinem Zeitalter, dessen kategorische Sittlichkeit niemand weniger hoch ansetzen kann, als der Mann, der diese Feder hält, eine Schmeichelei sagen zu wollen) worin hat es seinen Grund, daß in unserm christlichen Neu-Europa, trotz allem Sittenverderbniß der Rohheit in dem

Mittelalter, der Kultur in den spätern Jahrhunderten, die öffentliche Meinung immer gegen die Wollust-Sünden (jeder Art) von jeher war und es noch ist? Dagegen in jenen Wohnsitzen der alten Kunst und Philosophie die öffentliche Meinung für diese Gattung, und für die schändlichsten und sträflichsten Arten derselben war. [2]) Denn einige Gesetze, gegen die Wollust-Sünden, welche beide Staaten hatten, drücken nicht die öffentliche Meinung aus: diese geht allein aus der unglaublichen Leichtigkeit, oft sogar aus dem Leichtsinn hervor, womit die griechischen und römischen Geschichtschreiber von Lastern der Art sprechen, womit Dichter, wie Aristophanes oder Plautus sie aufs Theater brachten, womit Helden, Künstler und Philosophen sich denselben ungerügt überließen, und nicht selten öffentlich Scherz und Spott damit trieben.

Anmerk. Mit den Behauptungen 1) und 2) schlage ich offenbar gewissen jungen Philologen ins Angesicht, denen es als wesentlicher Charakterzug ihrer Gattung gilt, die Religion der Griechen und Römer überall dem Christenthum vorzuziehen. Aber es giebt noch einen höhern Gesichtspunkt des Alterthums, als den philologischen oder auch ästhetischen.

Bis zu dieser Tiefe des Sitten-Verderbnisses sank Europa noch nicht herab: und wegen eines Lasters, von welchem es immer schwer seyn wird, einen Sokrates und einen Plato loszusprechen, mußte noch in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts ein brittischer Lord England verlassen und an das äußerste Ende Europas flüchten.

Woher dieser wesentliche Unterschied zwischen altem und neuem Zeitgeist? Woher dem letztern die bessere Eigenthümlichkeit? Die Ursache davon ist einzig in der Strenge der christlichen Religion gegen die Sünden der Fleischeslust zu suchen, welche eben durch Erziehung und öffentliche Gottesverehrung, und auf beide gegründete Sitten, öffentliche Meinung ward. Denn die geheime Existenz dieser Laster, und selbst derer von der schändlichsten Gattung, auch in der Mitte des Christenvolks, beweiset nichts gegen die Wirklichkeit der öffentlichen Meinung. Und unsere neue und allerneueste Philosophie hat bis jezt noch keine tüchtige und überzeugende Vernunftgründe aufgefunden, um die heilige Strenge der Bibel, in Hinsicht auf die Ausartungen des Geschlechts-

triebes, hinlänglich zu rechtfertigen, wie sie doch von einer physisch- und moralisch-unverdorbenen Natur anerkannt zu werden scheint. Selbst die von den allgemeinen Seel-Sorgern und Geistes-Direktoren der deutschen Philosophen *), von den Herren Kant und Fichte, aufgestellten Gründe, findet der tiefere Forscher unzureichend. Und es ist daher ausgemacht, daß wir jene öffentliche Meinung keinesweges der Philosophie verdanken.

Giebt es nun irgend eine andere Anstalt, wodurch die bisher entwickelten herrlichen Früchte hervorgebracht werden können, als die öffentliche Gottesverehrung: so nenne man sie, diese andere Anstalt; und es wird die Pflicht christlicher Fürsten seyn, die alte zu vernichten, die neue einzuführen.

Oder glaubet ihr, das Volk sey überall zur Vernunft und zum Guten gebildet genug, um jeder Anstalt dieser Art entbehren zu können?

*) Kant spottet in einer seiner Schriften über den Ausdruck Seel-Sorger, dessen man sich ehedem statt Beichtvater oder Directeur de conscience zu bedienen pflegte.

Einige haben dies behauptet, keiner hat es bewiesen: und wenn ihr gegen das unwidersprechliche Zeugniß der Erfahrung nicht blind und taub seyn wolltet; so ist jene Behauptung schlechterdings zu verwerfen.

„Aber," saget ihr, „besser ist es, daß man das Volk seinem natürlichen Instinkte überlasse, welcher es sehr richtig, und richtiger leiten wird, als alle moralische Analysen, — nach dem bekannten Ausspruch des alten Geschichtschreibers: plus apud eos valuit vitiorum ignoratio, quam legum cognitio: „Die Nation befand sich besser bei ihrer Unkunde der Laster, als bei der Kenntniß der Gesetze!" Ich entgegne darauf: Schaffet uns dann diese so gerühmte Unkunde der Laster, diese selige Unschuld der Wilden — mitten in Neu-Europa. Und wo ward diese Sitten-Unschuld jemals rein angetroffen? Die sanfteste Gattung der Wilden liebt den Stammgenossen als Bruder, aber martert gräßlich den Gefangenen; mordet auf geringe Veranlassung ihren geliebten Wohlthäter (wie die Otaheiter den Cook): der, über einen mislungenen Fischfang verdrießliche, Va-

ter zerschmettert das ihm freudig entgegeneilende Kind, in Gegenwart seiner Mutter, an einem Felsen. (S. Cooks Reisebeschreibung.) Das ist euer gerühmter natürlicher Instinkt, welchem ihr das Volk überlassen wollet.

„Alles erwarte man von der verbesserten Erziehung, von der sich immer mehr ausbreitenden Kultur, von der Lektüre!"

Aber die junge Seele hat ja zu wenig Interesse für Recht und Pflicht, als daß die so früh eingeschärften moralischen Vorschriften für das ganze Leben in ihr haften sollten: die Erfahrungen des erwachsenen Alters nur — wecken lebendig das moralische Interesse, welchem man durch öffentliche moralische und religieuse Vorträge entgegen kommen muß: wie denn überhaupt die Samen jeder Art der Kultur auf den zarten Gemüthern zu flach obenauf liegen bleiben, wenn sie nicht in der Folge des Lebens gepflegt werden: eine Erfahrung, die wir zum Theil an uns selbst werden gemacht haben. Eben so unzulänglich zur Ausbildung moralischer Grundsätze und Gesinnungen, als der bloße Jugendunterricht, dessen Unvollkommenheit der Welt=

bürger wahrscheinlich noch lange wird beseufzen müssen, ist die sich immer mehr verbreitende, von selbst mittheilende **Kultur**, oder auch die **Lektüre**. Kultur, so wie sie sich da in Zeiten der Verfeinerung dem Volke mittheilt, arbeitet nur auf seine sittliche Verschlimmerung hin, macht es mit neuen Bedürfnissen, Bequemlichkeiten, Vergnügen bekannt, weckt in ihm mehrere und gefährlichere Begierden auf, lehrt es die verführerische Sophistik der Leidenschaft, verwirret und betäubt das natürliche Gefühl des Guten und Bösen. Wie heilsam, wie nothwendig, daß öffentlicher Unterricht gleichsam die heilige Urkunde des Gewissens in Verwahrung nehme, und rein und unverfälscht erkläre, damit der ewige Unterschied zwischen den Foderungen der Leidenschaft und den Verpflichtungen des Gewissens, zwischen Recht und Vortheil, zwischen dem, was ist, und was seyn soll, dem Volk unaufhörlich in Erinnerung gebracht werde! Von der **Lektüre**, so wie sie in den gewöhnlichen Lesebibliotheken dem Volke dargeboten wird, ist es überflüssig zu sagen, welch ein bedenkliches Mittel sie ist, zur moralischen Belehrung und Gemüthsbesserung.

Wenn dann alle andere Vorschläge von Anstalten zur Belebung des moralischen Sinnes in dem Volk als unzureichend oder zweckwidrig befunden werden: dann wird es ohne Zweifel das räthlichste seyn, daß wir die einmal eingeführte *öffentliche Gottesverehrung*, aus welcher dem christlichen Menschengeschlecht bis dahin so viele wesentliche und unschätzbare Vortheile erwuchsen, beizubehalten fortfahren, und dahin streben, diese, in so manche andere bürgerliche Einrichtungen tief eingreifende Anstalt zur moralischen und religieusen Volks-Bildung, von überflüssigen, oder schädlichen Beimischungen immer mehr zu *reinigen*, zu verbessern, und ihrer heilsamen *Zweckmäßigkeit immer näher zu bringen*. Zu geschweigen, daß die *gänzliche Aufhebung* der *öffentlichen Gottesverehrung* einem großen Theil des Christen-Volks, dessen moralische Gemüthsform nun einmal danach gemodelt ist, offenbar *Aergerniß* und Anstoß seyn, und höchst wahrscheinlich den Ruin seines ganzen Sittengebäudes nach sich ziehen würde. „Mag es fallen, mag es fallen!“ hör' ich da einige der allerneuesten Philosöphlinge rufen: „ein

Gebäude.

Gebäude, welches auf diese Art in Trümmer geworfen werden kann, beweiset eben dadurch seine innere Fäulniß!"

Die religieuse Moral also enthielte nur unreine oder durchaus falsche Bewegungsgründe zur Tugend? Nach ihren Grundsätzen wäre es unmöglich, ein wahrhaft-guter Mensch zu seyn? Ein Mensch, nach der reinen Lehre Jesu gebildet, könnte nur Heuchler oder Schwärmer seyn? Der aufgeklärte Gottesverehrer müßte nur — Undenker seyn? O ihr Knaben unter den Denkern, welche weder die Vorwelt, noch ihre Mitwelt, und am allerwenigsten das menschliche Herz kennen, und nicht eine Spanne über die Gränzen ihres einseitigen Systems hinauszuschauen vermögen!

Wir haben die öffentliche Gottesverehrung bis dahin nur aus dem sittlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunkt betrachtet. Aber es giebt noch einen höheren. Denn, nehmet an, jenes unsichtbare, unbegreifliche Wesen der Wesen, welches einige unserer Weisen so gern zu dem todten Begriff einer allgemeinen Welt-Ordnung, zu einem Nichts, philosophiren mögten, wäre, um

in der Sprache der Menschen zu reden, wirklich, und hätte von jeher mit besonderer Gnade über das menschliche Geschlecht gewaltet; hätte dasselbe, während alle andre irdische Dinge sich in dem Kreise ewig-einförmiger Gesetze umherdrehen, stufenmäßig von der Finsterniß zum Licht geführt, dies Licht durch Jesum über die Welt hin am hellesten leuchten lassen, und die durch ihn wieder hergestellte Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens, als das immerstrahlende Ziel aller menschlichen Vervollkommnung, aufgestellt; damit dadurch das Heilige, das Göttliche im Menschen unwidersprechlich bestätiget und beurkundet, die Sittlichkeit bis zur höchsten Reinheit entwickelt, die Kultur veredelt und gleichsam gekrönt, die Menschheit vollendet und mit der zuversichtlichen Hoffnung ewiger Fortdauer beglücket werde: — welche höhere Bestätigung erhielte alsdann die Wichtigkeit und Heilsamkeit der öffentlichen Gottesverehrung!

Doch, in unsern Tagen eine solche Sprache führen — heißt, sich als einen Schwärmer und Mystiker, heißt, sich als einen Ignoranten der al-

lerneusten Aufklärungen einer philosophischen Religionslehre, dem Spotte philosophirender Schulknaben preisgeben. Der Verfasser verhehlt seinen Entschluß nicht, sich diesem Spott auszusetzen. Da wir indessen in unsern Begriffs-Entwickelungen immer nur durch das Menschliche uns zu dem Ueberirdischen und Göttlichen vorbereiten können: so wird er, in dem Verfolg seiner Ideen, auch ununterbrochen jenen sittlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunkt im Auge behalten, und auf den angedeuteten höhern mehr hinwinken, als ihn weitläuftig erörtern. Denn nur die einfältigsten und die erhabensten Geister scheinen im Stande zu seyn, den letztern gehörig zu fassen. Von beiden Gattungen aber findet sich unter den Menschen gegenwärtiger Tage eine sehr geringe Anzahl. Denn den gewöhnlichen Unwissenden ist ein solcher Gesichtspunkt eine Thorheit, den gewöhnlichen Weisen ein Aergerniß: wie Jesus Christus sich von seinem Evangelium ausdruckt: obgleich alle gar wohl fähig sind, zu dieser Einfalt oder zu dieser Erhabenheit des Geistes (nennt es, wie ihr wollt!) zu gelangen.

Für so überflüssig, abgeschmackt, ja sittenverderblich auch einige Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts die öffentliche Gottesverehrung zu erklären gewagt haben: so kam doch keinem der christlichen Fürsten Europa's bis jetzt der Gedanke in die Seele, dieselbe abzustellen. Denn der einstweilige Beschluß des französischen Konvents, diese Abstellung betreffend, kann nur als eine politische und moralische Raserei schwindelnder Geister angesehen werden: eine Ansicht, welche die französische Nation, nach ihrer glücklichen Wiederkehr zur politischen und moralischen Besinnung, durch die Wiederherstellung der katholischen Religion, hinlänglich gerechtfertiget hat.

Preußen insbesondere sah in dem achtzehnten Jahrhundert Könige auf seinem Thron, denen die öffentliche Gottesverehrung nicht gleichgültig war. Ohne des vielleicht überspannten religiösen Eifers eines Friedrichs I., oder eines Friedrich Wilhelms I. zu erwähnen, wissen wir es von Friedrich II., daß er, ungeachtet seiner freien Denkart über die positiven Religionen, dennoch selbst die religieusen Volks-Vorurtheile gegen

die Voltaire, d'Alembert, Diderot, in Schutz nahm, und daß er jedem Vorschlage zur Verbesserung des religieusen Kultus, z. B. der Einführung des neuen Gesangbuchs, willig die Hand bot. Nur zu bekannt und noch in frischem Andenken ist das sogenannte Religions-Edikt, mit welchem Friedrich Wilhelm II. seinen wohlgemeinten Eifer für die Wiederherstellung der verfallenen Religiosität ankündigte. Von weisern und würdigern Rathgebern unterstützt, würde dieser edelgesinnte Fürst ohne Zweifel andere Mittel zu seinem guten Zweck gewählt, und zur Verbesserung des Kultus und des Predigerstandes höchst wohlthätig gewirkt haben. Nur seiner Bedächtigkeit und seinen ächt königlichen Gesinnungen verdanken wir es, daß die Uebel, welche das Religionsedikt hervorzubringen geeignet war, nicht allgemeiner wirkten, und daß manche höchst gewaltsame Maßregel nicht ergriffen ward, welche der unbesonnene Eifer seiner Rathgeber so gern ergriffen haben würde. Friedrich Wilhelm III. schlug einen andern Weg ein, als den sein edler Vater mit dem besten Herzen, aber nicht mit glücklichem Erfolge, gewandelt hatte. Er

stellte dem Ober-Konsistorium die, auch unter der vorigen Regierung kühn behauptete, Freiheit wieder her, wandte seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Verbesserung der Schulen, erklärte bei einer bekannten Gelegenheit öffentlich sein höchstes Misfallen über die Geringschätzung des öffentlichen Kultus, und foderte den ersten seiner geistlichen Räthe Vorschläge ab, über die Mittel, den ächt-religieusen Volkssinn in den Staaten seines Königreichs zu begründen.

Dasselbe Gefühl, welches der Monarch unseres Landes in diesem Auftrage an das Ober-Konsistorium so kräftig ausspricht, erfüllt das Herz jedes rechtschaffenen Patrioten, und insbesondere auch jedes treuen Dieners des göttlichen Worts, dem sein Amt eine ernstliche Angelegenheit und Religion Sache des Herzens ist. Mit kränkendem Unmuth und tiefer Niedergeschlagenheit sieht er die Religion von dem größten Theil der Christen als einen Gegenstand der höchsten Gleichgültigkeit behandelt; sieht er die religieusen Vorträge sparsam besucht, die Sonntage bloß und einzig den Vergnügen und

Zerstreuungen gewidmet, und jedes Laster des irreligieusen Leichtsinns in unseliger Blüte. Aufgehoben ist beinahe jedes schöne Band, welches ehemals den Prediger an seine Gemeine, die Gemeine an den Prediger knüpfte. Prediger und Zuhörer sind sich einander ganz fremd, kennen sich nicht mehr. Der Religionslehrer ist aus einer handelnden Person, die er ehemals war, zum bloßen Wort herabgesunken, welches an jedem siebenten Tage der Woche einmal laut wird: er fühlt sich fast gedrungen, das Amt, welches er bekleidet, eines der würdigsten und heilsamsten durch seine ursprüngliche Bestimmung, eines der schwierigsten durch die mannigfaltigen Talente, welche es erfodert, für eines der nutzlosesten im Staate zu halten.

Was dieses Gefühl noch lästiger macht, ist, daß er in der Ausübung seines Geschäffts so manches Ueberflüssige, Unzweckmäßige, dem Geist des Zeitalters nicht Angemessene, erblickt, dessen Abstellung er, trotz aller hochgerühmten Freiheit des Protestantismus, theils wegen der Anhänglichkeit des Volks an dem Alten und Hergebrachten, theils

wegen des Eigensinnes seiner Nebengeistlichen, nicht wagen darf, und deshalb vergebens auf öffentliche, von den höheren Landeskollegien allein zu verleihende Vollmacht wartet.

Aber schauderhaft ist es für ihn, zu denken, was er leider oft mit eigenen Augen wahrnimmt, daß, aus Mangel einer strengen Kirchen-Disciplin, derjenigen unter seinen geistlichen Mitbrüdern immer mehrere werden, die, sey es durch irrige Begriffe von Weltumgang verleitet, sey es durch ungebändigte Leidenschaften hingerissen, kaum Sorgfalt genug tragen, auch nur den Ruf „anständiger Leute" in ihrer Lebensweise zu behaupten, und jede Rücksicht auf die moralische Würde ihres Amtes sträflich vernachlässigen: unterdeß ein anderer Theil aus unbesonnener Eitelkeit oder aus irrigem Wahn, durch unüberlegten Eifer gegen gewisse, für die Sitten unschädliche, aber für heilig gehaltene Lehren des alten Systems die Gemüther des Volks mehr beunruhiget, als wahre Erleuchtung des Geistes und wahre Beruhigung des Herzens befördert. Noch andere, durch die gegenwärtige Verwirrung unter den Philosophen des Tages in

ihrem eigenen Religionssystem irre gemacht, zweifelnd an der Wahrheit des alten, ungewiß über die Festigkeit des neuen, wissen kaum noch, was oder wie sie predigen sollen? Aller edle Enthusiasmus für die Verkündigung der göttlichen Wahrheiten voll ewigen Heiles erkaltet, erstirbt in ihrer Seele: und die Zuhörer verlassen den Ort, wo sie Belehrung, Trost und Ermunterung zu empfangen kamen, ohne alle Befriedigung für Geist und Herz.

Das ist, wenn auch nicht durchgängig, die Gestalt der öffentlichen Gottesverehrung in großen, und fast noch mehr als in diesen, in Provinzialstädten und auf dem Lande. Die vielen Schriften über Verbesserung des Gottesdienstes und des Predigerstandes machen die Mängel beider dem lesenden und denkenden Publikum nur desto sichtbarer, und flößen eine immer größere Verachtung des Alten ein, ohne die Aussicht auf Einführung des Neuen und Bessern: die vielen, unaufhörlichen und kleinlichen Klagen, mit welchen ein Theil der Herren Geistlichen, mündlich und schriftlich, das Publikum ermüden, wegen der Geringschätzung ihres Standes, verbreiten natürlicher Weise diese Geringschätzung nur allgemei-

ner: wozu auch die unlängst erhobenen, armseligen, verächtlichen Zänkereien über die gegenseitige Vorzüge des Prediger- und des Schulstandes, und über die Unterordnung des einen unter den andern, nicht unbeträchtlich mitwirken.

Der Mann von wahrem Talent, von gründlichen Kenntnissen, und von erprobtem Charakter behauptet allerdings, auch in dem Predigerstande, seinen vollgültigen Werth, und erfreuet sich jedes Vortheils öffentlicher Achtung. Aber er gewinnt dadurch, im Ganzen, wenig für die wohlthätigere oder ausgebreitetere Wirksamkeit seines eigenthümlichen Geschäffts.

Der Verfasser dieser Abhandlung trat, nicht, wie so viele, bloß nothgedrungen und durch unvermeidliches Schicksal, sondern mit der freiesten Wahl, mit unbefangener Selbstbestimmung, und, was noch mehr, als dies alles sagen will, mit Vorliebe, in den geistlichen Stand, der dem Knaben wie dem Jünglinge, dem Jünglinge wie dem Manne, höchst ehrenvoll und würdig schien; er wünschte sich von jeher Glück, und wünscht es sich noch, zu einer Zeit geboren zu seyn, wo es noch einen geistlichen Stand

giebt; er hatte nie Ursache, und hat sie auch jetzt nicht, sich über Mangel an Beifall seiner Zuhörer zu beklagen; nicht einmal eigenthümliches Predigertalent darf er sich absprechen; er predigt pflichtmäßig alle Sonntage, und, nicht selten, an demselben Sonntage zweimal; er predigt zu Zeiten sogar aus Leidenschaft, d. h. mit eigenthümlicher Neigung für öffentlichen Religionsvortrag: und er sagt alles dies von sich selbst nur, um zu zeigen, daß er diese Abhandlung nicht aus Erbitterung gegen sein Schicksal und gegen seine Lage in der Welt, und nicht aus Haß gegen seine Zuhörer oder auch gegen irgend einen seiner Amtsgenossen, schrieb oder zu schreiben Ursache hat. Da ihm aber sein geistliches Amt noch etwas mehr als bloß Amt ist; da es ihm ein höchst angelegentlicher Gegenstand des spekulativen Nachdenkens, der psychologischen Beobachtung und praktischen Bestrebung ist: so glaubt er vielleicht nicht ganz mit Ungrund, daß er, während seiner vierzehnjährigen Amtsführung, einige Erfahrungen darin gemacht, einige Gedanken darüber gesammelt und in seinem Gemüth niedergelegt hat, welche unter den vielen Beiträgen

zur Beförderung der Nützlichkeit des Predigerstandes einer Stelle nicht unwerth wären, und deren öffentliche Mittheilung er vielleicht zu keiner gelegenern Zeit wagen konnte, als indem der preußische Monarch sein edles Interesse für wahre Religiosität so öffentlich beurkundete, und wo vielleicht mancher bis dahin vergebens gemachte Vorschlag zur Ausführung gebracht werden dürfte.

Weit entfernt, seine Plane für die möglich-besten zu halten, begnügt er sich, sie als Vergleichungspunkte mit andern, vielleicht viel bessern, aufzustellen: und er wird sich herzlich freuen, wenn einst die wirklich ausgeführten Verbesserungen, die von ihm selbst vorgeschlagenen weit übertreffen. Nur daß man einmal anfange, Hand an die Verbesserung zu legen! Nur daß man aus dem verächtlichen, selbst von den Laien mit Recht bespotteten Schlummer der Lässigkeit erwache!

In dem Archiv des berlinischen Ober-Konsistoriums liegt ein Memoire von der Hand des Verfassers gegenwärtiger Schrift, welches seine unverhohlene Aeußerungen über gewisse kirchliche Misbräuche, und insbesondere auch über die gänzliche

Unnützlichkeit einer gewissen hiesigen Predigerstelle enthält: Aeußerungen, durch welche er — er kann wohl sagen, auf seine eigene Kosten — seinen Eifer für die Veredelung der öffentlichen Gottesverehrung und des geistlichen Standes, gerechtfertiget hat, und denen dennoch die mir sehr werthe und heilig aufbewahrte Antwort des nicht bloß dem Titel nach hochpreislichen königlichen Ober-Konsistoriums völlige Zustimmung gab: wie ich denn auch von dieser Antwort zu seiner Zeit Gebrauch zu machen wissen werde; wenn dies gleich keinesweges von öffentlicher Bekanntmachung zu verstehen ist, auf welche es, zur Erreichung meines beabsichteten Endzwecks, gar nicht ankommt.

Gewohnt, die menschlichen Dinge bloß als Denker und als Weltbürger zu betrachten, und frei von jener engherzigen Partellichkeit meines Standes, welche von der anerkannten Unwirksamkeit eines großen Theils unserer gegenwärtigen Predigten keinen Fehler in dem Predigerstande und in den Predigten selbst, alle nur in der verkehrten Natur des Zeitgeistes

suchen will; gewohnt, in meinen andern Schriften die Gebrechen des herrschenden theologischen Systems mit der Freimüthigkeit des Denkers, mit der Unparteilichkeit des Weltbürgers zu rügen, hoffe ich durch die gegenwärtige Abhandlung meine ungeheuchelte Achtung gegen die Religion und gegen die öffentliche Gottesverehrung, hoffe ich mein, eines Patrioten würdiges, Bestreben zu beweisen, zur allgemeinen Verbesserung der religieusen Staats-Einrichtungen meines Vaterlandes, nach besten Kräften beizutragen. Niemand hat mich dazu aufgefodert: ich selbst habe mich dazu gedrungen gefühlt. Der Leichtsinn des Zeitgeistes ist nur zu sehr geneigt, von jedem Geistlichen, der noch einigen andern Gedanken, als bloß theologischen, in seinem Geiste Raum giebt, zu glauben, es könne ihm mit der Theologie unmöglich Ernst seyn; zu sehr geneigt, uns Geistliche als Leute anzusehen, denen Religion im Grunde eben so wenig am Herzen liegt, als irreligiösen Weltlingen; denen ihr Amt nur als Erwerbsquelle gilt; welche die Unnützlichkeit und höchste Entbehrlichkeit ihres Standes sich selbst eingestehen, und wären sie nicht gezwungen zu bleiben,

was sie sind, sich eher jedem andern Geschäffte widmen würden.

Der Gang der Abhandlung wird folgender seyn:

I.

Liturgie.

Gemäß den Begriffen von der wahren Religion und von dem Bedürfniß des menschlichen Geistes für Gotteserkenntniß und für Sittlichkeit, entwerfe ich die Idee einer Liturgie; halte diese Idee, zur Prüfung ihrer Richtigkeit, an die am meisten charakterischen und in ihrer Art ausgebildetsten Religionen des Heidenthums, und zeige, in wie fern diese Spuren davon tragen; dann zergliedere ich die in der protestantischen Kirche bisher herrschende Liturgie, und stelle dar, in wie fern sie jener Idee zusagt, oder widerspricht? Am längsten verweile ich bei den Mängeln dieser Liturgie in Hinsicht auf den Geist des Zeitalters, auf die fortgeschrittene Aufklärung, auf die moralischen Bedürfnisse der menschlichen Natur überhaupt; und wage, Vorschläge zu thun, wie jenen Mängeln abzuhelfen sey? welche neue Einrichtungen getroffen werden könnten?

Sollte mir, welches ich fürchte, in der Folge das Unglück begegnen, den Leser zu überzeugen, daß unsere berlinisch-protestantische Liturgie hinter der in einigen protestantischen Nebenstaaten, hinter der in einigen Reichs-Städten sogar, hinter der in einigen preußischen Provinzialstädten endlich, zurücksteht; so wird die Schuld davon nicht mir, sondern einzig der unwiderstehlichen Wahrheit zuzuschreiben seyn.

II.

Predigt.

Dieser Abschnitt handelt von den Ursachen der Unwirksamkeit der meisten Predigten; von den unleugbaren Fehlern der innern Einrichtung derselben; von den häufigen Beleidigungen des natürlichen Moralgefühls in Predigten; von den darin vorkommenden vergeblichen, und nur durch ihre Uebertreibung vergeblichen Foderungen an die unverdorbene Menschennatur; von der vollen Gerechtigkeit der Klagen des Volks über die

Unver-

Unverständlichkeit, Trockenheit und Unerbaulichkeit der allerneuesten Predigten im philosophischen Styl; von dem Verhältniß des Offenbarungs-Glaubens zu der Sittlichkeit; von der offenbaren Geringschätzung vieler Geistlichen gegen ihre Zuhörer; von der öffentlich-prostituirten Unfähigkeit anderer; von dem unverzeihlichen Leichtsinn eines großen Theils der Kandidaten des Predigtamts u. s. w. Dann suche ich einige offenbare Misverständnisse in der neuen Religionslehre zu berichtigen, einige zweideutige Axiome derselben, mit besonderer Hinsicht auf Gebrauch und Anwendung im religieusen Vortrage an das Volk, zu erklären; und alle sogenante Transzendental Philosophie aus dem Gebiet der Popular-Religion und Sittenlehre zu verbannen.

Zuletzt wag' ich es, ein Glaubensbekenntniß aufzustellen, welches alle höhere geistliche Kollegien jedem künftigen Geistlichen abzufodern berechtiget sind, und von dessen Lehrsätzen abzuweichen, sträfliches Verbrechen jedes Geistlichen ist.

III.

Predigerstand.

In diesem Abschnitt werden die hervorstechendsten guten und bösen Charaktere, welche der Prediger-Stand, als solcher, entwickelt, und beider Einfluß auf Volks-Meinung und Volks-Vertrauen, erörtert: Der Schluß betrifft den Wunsch für eine strengere Kirchen-Disziplin und für eine höhere Vollmacht der geistlichen Kollegien, in Hinsicht auf das moralische Betragen der einzelnen Prediger.

I.
Liturgie.

Das Wort „Liturgie" fasse ich in dem allgemeinsten Sinne, und verstehe darunter alles, was zur äußerlichen Form der Religion, oder auch der Erinnerungsmittel an ihre heilige Wahrheiten gehört.

Vorausgesetzt also, daß der menschlichen Natur ein Bedürfniß für Sittlichkeit und Gotteserkenntniß eigenthümlich ist; (ein Bedürfniß, auf welches sich alle Religion gründet) so sagen wir:

1) Der Unterricht in der Religion, als einem Gegenstande allgemeiner Verpflichtung, kann, an Erwachsene, nicht zweckmäßiger, als öffentlich und vor großen Versammlungen ertheilet werden.

2) Da die gewöhnliche Beschäftigungen und Bedürfnisse der Menschen von den religieusen sehr verschieden sind, und die Gemüther gar leicht von dem Gedanken an die Lehren der

Religion ablenken; so ist es zweckmäßig, gewisse Tage festzusetzen, wo dieser Unterricht erneuert und wiederholt wird.

3) Die Erziehung zur Sittlichkeit und Religion ist ohne Zweifel die unerlaßlichste Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder: und die Einschärfung dieser Pflicht bei der Geburt eines Kindes, in der Form einer Weihe des neugebornen vernünftigen Geschöpfes an die Gottheit und an die Sittlichkeit, ist eine der Würde der Religion sehr angemessene Feierlichkeit.

4) Die vollendete Erziehung zur Religion und Sittlichkeit, in so fern sie durch Eltern und Lehrer möglich war, bis auf den Punkt, wo nun die eigentliche Selbstbildung beginnt, und der Mensch, zu diesem Zweck, sich selbst gleichsam übergeben wird, wird durch die öffentliche Darstellung der Erzogenen an die zur Gottesverehrung verbundene Gemeine, und durch die Aufnahme in dieselbe, gleichsam versiegelt und bestätiget.

5) Dem Bündniß zwischen zweien Personen ve

schiedenen Geschlechts zur bürgerlichen, sittlichen und körperlichen Gemeinschaft, (Ehe genannt) vermittelst dessen also die gemeinschaftliche Ausübung heiliger Pflichten jeder Art übernommen wird, drückt die Religion höchst schicklich ihr Siegel auf.

6) Bei der Todtenfeier wird die Erinnerung an Bestimmung des Menschen zu einem tugendhaften Leben und zu einer in Ewigkeit fortzusetzenden Vervollkommnung die Ceremonie sehr zweckmäßig veredeln.

7) Da gewisse Begebenheiten im Leben des Menschen ganz vorzüglich Eindruck auf ihn machen, und ihn an Gott, Vorsehung, menschliche Bestimmung kräftig erinnern; so wird es heilsam seyn, daß die religieuse Verfassung seinem Wunsch entgegen komme durch Anstalten für solche rührende Privatfeier.

8) Da endlich die Verkündigung der Religionswahrheiten, wenn deutliche Belehrung und gründliche Ueberzeugung davon in den Gemüthern hervorgebracht werden soll, besondere Talente und Fertigkeiten erfodert; so ist es noth-

wendig, daß ein besonderer Stand im Staate sich diesem Geschäft einzig widme.

Die Idee von einer Liturgie, in welcher, wie man sieht, die Ausbildung des Menschen für eine höchste Bestimmung, (Sittlichkeit und Gotteserkenntniß), die ausgezeichnetste Lebenslagen, in welchen gewisse neue oder erweiterte Modifikazionen dieser Ausbildung eintreten, und die möglich zweckmäßigste Schicklichkeit und Wirksamkeit des Vortrags der religieusen Wahrheiten, die vornehmste Momente ausmachen, wenden wir nun

zuvörderst

auf die sogenannten heidnischen oder nichtchristlichen Religionen an: denn die jüdische ist selbst nur der Urstamm der christlichen.

a) Die meisten der bekannten Gesetzgeber fanden es nöthig, ihre religieuse, moralische oder bürgerliche Vorschriften in Liedern, oder in Erzählungen abzufassen, oder auch sie auf Gesetztafeln einzugraben, da dann jene öffentlich und vor den Versammleten hergesagt, diese öffentlich aufgestellt und vorgelesen wurden. Unter Griechen

und Römern fanden zwar öffentliche religieuse Volksvorträge nicht statt: aber die Schulen und Hörsäle der Philosophen vertraten, wenn gleich mehrentheils höchst unvollkommen, die Stelle solcher Vorträge. (S. oben.)

Jemehr sich das Menschengeschlecht verfeinert und ausbildet, desto nothwendiger wird ein bestimmter Volksunterricht in der Moral und in der Religion, um der neu aufkommenden Sophistik der Leidenschaften und der Grübelei die Logik der Vernunft und der Moral entgegen zu setzen.

b) Fast unter jeder etwas gebildeten Nation finden wir öffentliche Festtage, die, wenn sie auch allmählich noch so sehr ausarteten und gemißbraucht wurden, doch das ursprüngliche Bedürfniß des Menschen verrathen, sich der allgemeinen Wohlthaten der Götter zu erinnern, und ihren Schutz anzuflehen. Selbst in so schändlichen Festen, als die der Venus, des Bachus, der Flora waren, ist dies ursprüngliche Bedürfniß nicht zu verkennen.

c) Religieuse Privatfeier waren zum Beispiel die Laren- und Penatenfeste bei

den Römern, denen, bei den Griechen, ähnliche entsprachen. Oft beging man diese auch gewissen auserwählten Schutzgöttern, deren besondern Beistand man in seinem Leben erfahren zu haben glaubte.

d. Die Geburt eines Kindes war gleichfalls unter allen gebildeten Nazionen ein Fest, bei welchem, außer den gewöhnlichen Freudensbezeugungen, gewöhnlich auch priesterliche Weihen angebracht wurden, durch welche man das Kind dem bösen Schicksal zu entreißen, und dem Schutz der Götter zu empfehlen wähnte.

e) Der Eintritt in das Jünglingsalter, in das Alter der freieren Selbstbildung und Selbstbestimmung also, ward von Griechen und Römern, wie jezt noch von den Hottentotten und andern Wilden feierlich begangen, und nicht selten mit geheimnißvollen religieusen Ceremonien begleitet.

f) Die Feierlichkeit bei der Ehe ist so allgemein, daß es fast kein Volk gab, oder noch giebt, bei welchem sie nicht angetroffen würde: und selten fehlte es dabei an priesterlichen Segnungen und religieusen Gebräuchen.

g) Berühmt sind die egyptischen Todtenfeier; nicht weniger die griechischen und römischen mit ihren heiligen Ceremonien.

h) Die Existenz der Priester unter Egyptern, Griechen, Römern, Persern, wie auch selbst unter den Wilden, wenn gleich nicht als Religionslehrer, wenigstens als Verwalter der religieusen Gebräuche, und als Vertraute der Götter, ist bekannt.

Es ist also unleugbar, daß wir in den mehresten der nicht-christlichen Religionen gleichsam eine grobe Skizze des von uns aufgestellten reinen Ideals einer Liturgie erblicken. Gotteserkenntniß und Bildung zur Sittlichkeit, als Ziel und Zweck aller Liturgie, liegen hier zwar unter dem Schutt von heiligen Gebräuchen und priesterlichen Täuscherkünsten versteckt: aber doch nicht so ganz, daß wir nicht überall die bessern Spuren gewahr würden. So ist z. B. in der egyptischen Todtenfeier das Moralische unverkennbar: gewöhnlich aber hüllte man die moralische Belehrung, statt sie mit Worten auszudrücken, in Symbole. So bedeutete die Ueberreichung der Spindel bei der Hochzeit die weibliche Pflicht des Fleißes und der Emsigkeit.

Nach der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Kultur darf es nicht befremden, wenn die alte Geschichte, oder die neuere Reisebeschreibungen uns einige Volksstämme nennen, bei welchen von allen diesen religieusen Feierlichkeiten, so wie selbst von dem Begriff höherer Wesen, keine Spur sich vorfindet. Diese Menschen erlagen gewöhnlich unter dem Druck thierischer Bedürfnisse der körperlichen Nahrung, des Schutzes vor Frost und Hitze, der Abwehrung feindlicher Angriffe: und wurden dadurch unfähig, irgend eins der höhern, der geistigen Bedürfnisse zu entwickeln, deren schöne Keime in ihrem Gemüth nicht weniger lagen, als in der gesammten Menschennatur.

Wir halten die Idee einer Liturgie

ferner

an die öffentliche Gottesverehrung der Christen, vorzugsweise der protestantischen.

Von der christlichen, als der geläutertsten, vernunftmäßigsten, das heißt also, der einzig-wahren Religion verlangen wir mit Recht, daß auch ihre äußere Form, oder mit andern Worten, die öffentliche Gottesverehrung, in allen ihren Theilen, Be-

förderung der Sittlichkeit und der wahren Gottes-erkenntniß beabsichte.

Denn da das Innere des Christenthums — (seine Lehren, Vorschriften und Verheißungen) — auf eine gebildete und veredelte Menschheit berechnet, oder, nach dem Ausdruck seines göttlichen Stifters, Geist und Wahrheit ist: so muß auch die äußere Form diesem innern Wesen entsprechen.

Der angemessenste Name für eine solche äußere Form ist ohne Zweifel „öffentliche Gottesverehrung," wie man sie auch in neuern Zeiten zu nennen angefangen: (statt Gottesdienst, welches die zurückstoßende Idee von Frohn und Fetischmus erweckt.) Denn was kann eines durch gemeinschaftliches Recht und Wohl vereinten Volkes würdiger seyn, als der allerhöchsten Vernunft, welche, ewig-weise, ewig-gut, über alles waltet, was geschaffen ist, eingedenk zu seyn, ihre heilbringende Gesetze der Ordnung, des Rechten und Guten, sich zu vergegenwärtigen, und sich zur heiligen Beobachtung derselben gemeinschaftlich zu ermuntern.

Gottesverehrung in diesem erhabenen Sinn ist kein egyptischer, kein griechischer und kein römischer Gottesdienst zu nennen.

In unsern Tempeln oder Gotteshäusern wird also

a) Unterricht über Erkenntniß des unendlichen Schöpfers und Vaters der Menschen und über Sittenlehre, als heiliges Gesetz seines unwandelbaren Willens, ertheilt.

b) Jeder siebente Tag der Woche ist diesem Unterricht geweiht: welchem sich einige außerordentliche Feste zur Erinnerung an die große Geschichte des christlichen Religionsstifters anschließen.

c) Das Abendmahl, so wie es da unter den Protestanten gefeiert wird, kann sehr schicklich als eine andächtige Privatfeier angesehen werden, welche Hausväter und Hausmütter mit ihrer Familie, Gatte und Gattin, Eltern und Kinder, entweder zu einer überhaupt bestimmten Zeit, oder auch bei gewissen merkwürdigen Vorfällen ihres Privatlebens, gemeinschaftlich begehen. So sehe ich jezt noch, nie

ohne Rührung, schwangere Frauen, bei nahe bevorstehender Niederkunft, dem Altar nahen.

d) Die Taufe der Christen ist offenbar nichts anders, als eine Weihe des Neugebornen an die Gottheit und an die Sittlichkeit.

e) Die sogenannte Einsegnung, nach vollendetem Religionsunterrichte, muß von jedem unbefangenen Weltbürger als einer der wesentlichsten, zweckmäßigsten und feierlichsten Aktus der christlichen Liturgie anerkannt werden, welcher nur durch den Leichtsinn und die ärgerliche Kälte der Prediger des Tages so viel von seiner Würde verlieren konnte.

f) Zweckmäßige Traureden der Geistlichen würden vielleicht heilsamer wirken, wenn alle Trauungen der Volksklasse in der Kirche gehalten würden.

g) Nur Leichtsinn der Geister und gewöhnliche Armuth der Hinterbleibenden, haben unsre christliche Todtenfeier abgestellt: die einfachste und rührendste Art derselben findet sich bei dem herrnhutischen Ritus.

h) Volkslehrer, Berather der Rathbedürftigen

und Armenväter ihrer Gemeine — das waren die Apostel und die alten Geistlichen das sollten auch alle heutige Geistlichen seyn, und sind es auch zum Theil.

Aus allem bisher angeführten geht also hervor, daß die Liturgie des Christenthums auf jedes geistige Bedürfniß des Gottesverehrers berechnet ist, und daß, in allen ihren Theilen, Gotteserkenntniß und Bildung zur Sittlichkeit als höchster Zweck beabsichtet wird.

Es würde schwieriger Erörterungen bedürfen, zu entscheiden, welche der liturgischen Verordnungen des Christenthums ihm selbst, dem göttlichen Stifter desselben, zugeschrieben werden müssen. Die wenigen Jahre, auf welche sich seine eigentliche Lehrer-Wirksamkeit beschränkte, widmete er, einzig und ausschließend, der Verkündigung des Geistes und der Wahrheit; und, wenn mich nicht alle Wahrscheinlichkeit täuscht, so wag ich es, den Schluß zu ziehn: daß er befürchtete, durch jede ausdrückliche Erklärung über die äußere Form der christlichen Gottesverehrung künftigen Unwissenden oder Ehrgeitzigen unter seinen Bekennern

Gelegenheit darzubieten, aus seiner allgemeinen Menschen-Religion ein der sittenverderblichen und abergläubischen Religion des Judenthums ähnliches Institut zu bilden. Die Bekenner seiner Religion sollten keine Secte bilden, sollten sich durch keine äußerliche Unterscheidungszeichen von andern Menschen absondern: sie sollten die möglich-beste Form der reinen Menschheit in sich ausprägen, die religieus-sittliche: und mit dieser, gleichsam namenlos, in der Mitte der übrigen Menschen wandeln. Daher wir ihn dann auch, ungeachtet so mancher Vorschriften, welche er seinen Jüngern über ihr künftiges Lehrgeschäfft ertheilt, seine eigene Religion, deren wesentlichen Unterschied von allen bisher bekannten er doch so wiederholentlich beherzigte, nicht einmal mit einem besondern Nahmen bezeichnen hören. Wie ein Geschenk edler Liebe scheint er sie niederzulegen in die Mitte der Menschheit, zu unverkürztem Gebrauch und Genuß für jeden, der vorübergeht.

Die Feier des Andenkens seines Todes und die Taufe, sind die einzigen Anordnungen, welche er in Hinsicht auf die fortzupflanzende Religion trifft.

Daß seine Gedächtnißfeier ein sehr würdiges und schickliches Fest für alle Verehrer seines Nahmens ist, kann wohl nicht geleugnet werden, und die allgemeine Einführung desselben war daher allerdings zu wünschen. Allein den damaligen Umständen angemessener, und — warum soll ich es verhehlen? — der Erhabenheit seiner Gesinnungen würdiger scheint es mir, anzunehmen, daß er dies Fest allererst und zunächst für die anwesenden Jünger stiftete, denen, als künftigen Fortpflanzern seiner Lehre, das immer erneuerte Andenken an sein großes Leben, an seinen heilbringenden Umgang mit ihnen, an seine Gelassenheit und hohe Gottergebenheit im Tode, so einzig stärkend und ermunternd seyn, und sie insbesondere auch zur brüderlichen Eintracht für die Vollendung des ihnen übertragenen Werkes beseelen mußte: auf das letzte insbesondere würde ich es wagen, die Worte der Einsetzung: „zur Vergebung der Sünden" hinzudeuten (in dem Sinn des Vergebens und Vergessens aller etwanigen Fehler und Beleidigungen eines gegen den andern) wofern der Exeget nicht dieser Deutung noch einige

Schwie-

Schwierigkeiten entgegenzusetzen hätte. — Daß die Taufe mehr eine zeitmäßige als für immer bestimmte Anordnung war, wird wohl nur der hartnäckigste Anhänger des alten Systems bezweifeln wollen. Die Einsetzungsformel: Im Namen des Vaters ꝛc. hat mich von jeher befremdet: und ich habe darüber gewisse Muthmaßungen, welche aber darzulegen, hier der Ort nicht ist. Ihre Beibehaltung als uralte Sitte des Christenthums rechtfertiget sich durch sich selbst, und insbesondere auch durch den Mangel einer andern Einrichtung in den christlichen Staaten, die neugebornen Bürger den öffentlichen Akten einzutragen. Eben auf diesen letztern Grund stützet sich die Befugniß des Landesfürsten, die Taufe aus einem Religionsgebrauch zu einer unübertretbaren Staatsvorschrift zu erheben, wie dies unlängst Friedrich Wilhelm III. in seinen Staaten mit Königlicher Vollmacht angedeutet hat. Fast lächerlich finde ich, in dem durch den Druck bekannten Consistorial-Aktenstück, die gepriesenen Untersuchungen eines gewissen baireuthischen Rechtsgelehrten über die Verpflichtung christlicher Eltern,

ihre Kinder taufen zu lassen. Vergebens suchte er in den Urkunden der Vorzeit, nach ausdrücklichen gesetzmäßigen Mandaten oder Rescripten christlicher Landesfürsten über die Verpflichtung zur Taufe. Warum fand er denn nirgend, und warum konnte er nicht finden — eine landesherrliche statistische Verordnung über diesen Gegenstand? Die Taufe galt von je her christlichen Eltern (einige Secten ausgenommen) für ein so unerlaßlich-nothwendiges Mittel des ewigen Heils, daß ungefähr aus demselben Grunde, aus welchem Solon seinen Athenern kein Gesetz über den Vatermord gegeben hatte, in keinem christlichen Staat ein eigenthümliches Gesetz über diesen geistlichen Kindermord von Elternhand gefunden ward; geistlichen Kindermord, sag ich: denn nach dem Glaubenssystem der Kirche lastete ja nichts geringeres, als ewiger Tod und Verdammniß auf der muthwilligen Unterlassung der Taufe. Bei diesem herrschenden Glauben des Christenvolks, (wovon die Spuren noch in der sogenannten Nothtaufe kennbar sind) würden die christlichen Fürsten, durch ein landesherrliches statistisches Ge=

setz über die Verpflichtung ihrer christlichen Unterthanen zur Taufe, eben so wenig Zutrauen zu dem religieusen Glauben ihres Volks, als Solon durch ein bestimmtes Gesetz gegen den Vatermord, zu der Menschlichkeit seiner Athener, öffentlich beurkundet haben. Und so wie die Menschen von je her mehr an der äußern Form, als an dem innern Wesen der Religion hingen; — besonders in den Zeiten, wo durch den Mangel an Aufklärung, selbst von den Religionslehrern Aeußeres und Inneres des Christenthums nicht gehörig gesondert, und beides mit gleichem Eifer eingeschärft, die Unterlassung des einen und des andern mit gleichen Strafen bedroht ward; so leuchtet es mir als sehr wahrscheinlich ein, daß es, das ganze christliche Mittelalter der Geschichte hindurch, bis auf die große Kirchenverbesserung durch Luthern, ja selbst noch späterhin bis auf die Periode der allgemeiner verbreiteten Aufklärung, unter dem Christenvolk immer mehr heimlich-ermordete, als ungetaufte Kinder gegeben haben wird. Und wer kann daran zweifeln, daß es nicht, auch in dem Augenblick, wo ich dies niederschreibe, der Fall ist?

Welchen Grund konnten denn die christlichen Fürsten haben, durch ein ausdrückliches Staatsgesetz zu fodern, was aus allgemeiner Achtung gegen den Religionsgebrauch schon von selbst geschah. Denn einzelne, mehrentheils unbekannte Ausnahmen ruchloser Menschen, kamen gegen diese tiefgegründete und allgemeine Achtung nicht in Betracht.

Wenn nun aber, nach dem bekannten und sehr wahren Axiom, (Ecclesia non cogit, die Kirche zwingt nicht) kein einzelner Geistlicher und kein Landescollegium irgend einem protestantischen Unterthan die Vollziehung der Taufe an seinem Kinde als unerlaßliche Pflicht abzufodern berechtiget war; (so wenig, als man jemanden zwingen konnte, in die Kirche, oder zum Abendmahl zu gehen,) so spreche ich auch, nach denselben Gründen, jedem einzelnen Geistlichen und edem höheren weltlichen oder geistlichen Collegium schlechterdings die Befugniß ab, ohne Erlaubniß oder ausdrücklichen Befehl des Landes-Oberhaupts, des Fürsten also, zu der gänzlichen Unterlassung des Taufactus

an irgend einem neugebornen christlichen Staats- bürger — auch nur zu conniviren, (wenn man mir hier den juristischen Ausdruck verstatten will.)

Denn da, nach hergebrachter Sitte, der Tauf- actus zugleich als öffentlich-beglaubigtes Mittel gebraucht wird, das Christenkind dem sta- tistischen Verzeichniß der Landeseinge- bornen einzuverleiben; und daher, ohne den Gebrauch dieses öffentlich-beglaubigten Mittels, in Hinsicht auf diese statistische Einbürgerung manche schädliche, die Familienverhältnisse verwir- rende, Betrügereien gespielt werden könnten; so ist der Fürst, als Landesoberhaupt und summus Pontifex zugleich, allein und einzig berechtiget, die Erlaubniß zum Conniviren, zu er- theilen: oder auch, wie es Friedrich Wilhelm III. nun that, den religieusen Gebrauch der Taufe zu einem Staatsgesetz zu erheben.

Das Betragen des Berlinischen Probstes bei dem bekannten Vorfall der Belitzischen Taufweigerung, indem er darüber an das Oberconsistorium, so wie dieses unmittelbar an den König Bericht erstattete, rechtfertiget meine eben

dargelegte Deduction, und erregt Bedenklichkeiten über die Legalität des in den vorerwähnten Akten beobachteten Verfahrens. Jezt, nach der Bekanntmachung jenes Königlichen Rescripts, hat jeder protestantische Prediger in den Staaten unsrer Monarchie nicht nur das Recht, sondern es liegt ihm auch die Pflicht ob, jeden protestantischen Unterthan in seinem Sprengel anzuhalten, an seinem Kinde den Taufaktus vollziehen zu lassen.

Wir kehren von dieser zeitmäßigen, und eben dadurch vielleicht auch zweckmäßigen Abschweifung zu unserm Hauptgegenstande zurück.

Daß der größte Theil unsrer gegenwärtigen liturgischen Einrichtungen erst nach der Hinwegnahme Jesu Christi von der Erde entstanden, und sich in der Folge allmählich ausgebildet, ist überflüßig zu erwähnen.

Fassen wir diese Einrichtungen näher in's Auge; so können wir ihnen zwar nicht „Richtung auf Gotteserkenntniß und Sittlichkeit" im Allgemeinen absprechen. (S. oben); aber dieser höchste Zweck könnte, in vielen Stücken, den Bedürfnissen des

Zeitgeistes gemäs, auf eine vollkommnere Art erreicht werden: nicht zu gedenken, daß vermehrte Mannigfaltigkeit der Vorträge, verstärktes Interesse der darin verhandelten Themen, erhöhte Würde und Anstand in der gesammten Behandlung aller regieusen Actus, auch die Aufmerksamkeit der Zuhörer beträchtlich schärfen, und ihren Geist zur willigen Anhörung der großen und heilbringenden Religions-Wahrheiten vorbereiten müßten.

Unser geheiligtes Religionsbuch, die Bibel, geht uns hierin mit dem nachahmungswürdigsten Beispiele vor. Welche Mannichfaltigkeit, welches anziehende Interesse, welche Würde und Hoheit herrscht in den geschichtlichen, lehrenden und dichterischen Büchern des alten Testaments! Welcher Mensch von Sinn und einiger Sittenkunde des jüdischen Urvolks kann auch nur das, wenige Blätter anfüllende, Büchlein Ruth ohne Belehrung, ohne Erbauung und Unterhaltung zugleich lesen? Welche edle Einfalt und rührende Traulichkett beseelt die patrictischen Erzählungen in den Büchern Mosis? Das Buch Hiob, die Psalmen, die Bücher Salomo's, der größte Theil der propheti-

schen Reden — wahre Meisterstücke der Beredsamkeit, des Scharfsinns und der Dichkunst sind es: und doch zugleich voll einer moralisch-religieusen Erbaulichkeit, die mit dem nur in der Theologie anwendbaren Worte Salbung (onction) allein nach Würden bezeichnet werden kann: ein Wort, welches auf einen höhern, unmittelbaren Ruf der Gottheit hindeutet, welcher dem Redenden oder Schreibenden zur Darstellung seiner Gedanken an die Menschen zu Theil geworden.

Eben so im Neuen Testament. — Eine Rede, ein Gleichniß, eine Erzählung Christi, ein Dialog zwischen ihm und seinen Freunden oder Feinden — welch ein ungeheurer Abstand — von einer einförmigen, einschlummernden Alltags- und noch mehr, von einer kritischen Transcendental-Predigt! Selbst die Episteln eines Paulus, Johannes, Jacobus, athmen durch und durch einen so hohen Geist des Enthusiasmus für Religion und Sittlichkeit, des Glaubens an Gott, des Vertrauens auf seine Vorsehung, der zuversichtlichen Hoffnung seliger Unsterblichkeit, und überman-

nen gleichsam den Leser durch alles dieses mit einer so hinreißenden Gewalt, daß die ausgesuchtesten Briefe eines Seneca oder jüngern Plinius, wenige ausgenommen, mit diesen Briefen im Canon zusammengehalten, wie — trockene Abschnitte aus der Kantischen Vernunft-Kritik erscheinen. Ein paar der dem Plato zugeschriebenen Briefe allein würde ich kühn genug seyn, gegen ein paar Sprüche aus einem apostolischen Briefe auf die Wage zu legen. Die evangelische Leidensgeschichte Jesu, so wie sie da in jenem einfach-großen Styl der Bibel vorgetragen wird, ist — eine Messiade in Prose, ohne die kleinlich-ausmahlende Verzierungen, ohne die theologische Dogmatik, und ohne das kalte Wunderbare der Klopstockischen. Sokrates und Plato, beyde — große Bewunderer des Homer, würden die evangelische Messiade mit mehr Bewunderung gelesen haben, als die dichterische.

Leget tausend und tausend Postillen und Predigt-Sammlungen neben die wenigen Bogen ächter Reden Jesu, und ihr leget trockene Holzstöße neben einen lieblichen Hain voll blühenden Früh-

lings: und ihr fühlet: „jenes — soll Gottes Wort seyn; dies — ist es.“ — Eben so denket euch Mosen, wie er da, vor dem versammelten Volk Israel steht, und Himmel und Erde zu Zeugen aufruft: wie der Allmächtige sich an dem Geschlechte Abrahams verherrlichet? Denket euch einen Josua, der dem Volke, nach vollendeter Nomaden-Wanderung und glücklich erfolgtem Eintritt in das Land der Verheißung, die große Wahl vorlegt, sich für die Zukunft der Verehrung des ewigen Schöpfers, oder dem Dienst der Götzen zu widmen. Denket euch einen Jesaias oder Jeremias, wie sie einer in Laster versunkenen Nazion ihre Greuel unter die Augen halten, oder frevelnden Königen die Strafgerichte des, der ewig ist, verkündigen. Denkt euch ihn, den Göttlichen, wie er mitten im Schooß der blühenden Natur, von einem grünenden Hügel herab, unter offenem Himmel, oder auf einem saatreichen Felde, oder aus einem Schiff am Ufer, das Wort des Vaters verkündiget, der seine Sonne aufgehen lässet über Böse und Gute, und regnen lässet über Gerechte und Ungerechte. Ja diese Bilder von erhabener

Feierlichkeit und von dem anziehendsten Interesse mahlet euch in die Seele: und versetzet euch dann in irgend eine unsrer Gothischen Kirchen, und höret da eine nach Wolfischer Logik geründete Predigt mit sieben und abermal sieben Abtheilungen in erbärmlichem Styl, fern von ermahnender Andringlichkeit, wie von rührender Herzlichkeit, oder ächt = religieusem Enthusiasmus, mit einförmiger, rauher Stimme, oft in dem widrigsten Dialekt, vor einer halb-schlafenden und halb-zerstreuten Versammlung hersagen, herleiern, oft auch herbrüllen: welch ein himmelweiter Unterschied zwischen alten und neuen Volks-Reden!

Wozu sage ich dies alles? Um zu zeigen, daß die Bibel (ohne welche es doch, höchst wahrscheinlich, keine sogenannte Predigten jemals gegeben haben würde) schlechterdings nicht Schuld hat an der trockenen, scholastischen Form, in welcher wir den Menschen das ewige Wort vortragen: um zu beweisen, wie nothwendig es ist, daß der geistliche Redner sich alles dessen mit der emsigsten Sorgfalt befleißige, was irgend die Aufmerksamkeit des Zuhörers anziehen kann; daß er, wenn die Natur

ihm einiges Rede-Talent verlieh, es nicht ungebraucht liegen lasse; daß er, so viel nach seinen besten Kräften möglich ist, mit Würde ermahne, mit Herzlichkeit rühre, mit heiligem Schwunge sich zu dem Ewigen erhebe; daß die möglich-beste Ausbildung seiner Stimme, seiner Sprache, seines Dialekts, seiner Geberden, ein nicht unwesentlicher Gegenstand der Bestrebung für ihn seyn müsse. Das Volk kann sich über alle diese Erfordernisse zu einem guten geistlichen Redner nicht deutlich erklären: aber ihr Daseyn, ihren Werth und Eindruck fühlt es sehr lebhaft und kräftig: und sein Lob: „der Mann hat Gaben," (vom Prediger gesagt) täuschet selten. Denn für alles, was Genie oder genie-ähnlich ist, hat der unverbildete Naturmensch ein richtiges Gefühl: wenn es gleich zuweilen falsch geleitet und auf gewisse Aeußerlichkeiten zu sehr geheftet werden kann.

Und wenn wir auf die gebildetern unserer Zuhörer Rücksicht nehmen wollen, welche an die Lesung guter Romane und anderer moralischer Schriften, z. B. eines Garve, eines Zimmermann, oder an die Predigten eines Spalding, Zollikofer, Dresd-

ner, Reinhard, gewöhnt sind: werden sie nicht in unsern Vorträgen irgend etwas ähnliches, wenn auch nur entfernt-ähnliches, suchen?

Durch den gehörigen Gebrauch aller natürlichen Mittel, den Geist des Zuhörers in Spannung zu erhalten, sein Herz in Bewegung zu setzen, verwandeln wir ja unsere Kirchen noch nicht in Theater, uns selbst nicht in Schauspieler, und eine Predigt in kein prosaisches oder dichterisches Geniuswerk. Wir thun nur das, was jeder vernünftige Mensch thut, wenn er von irgend einer Sache spricht, die ihn stark interessirt. Und Religion und Sittlichkeit wären doch, dünkt mich, solch eine Sache!

„Wie kömmt's, sagte einst ein Englischer Erzbischof zu dem berühmten Schauspieler Quien, daß wir Geistlichen bei einem so großen und wahren Gegenstande, den wir behandeln, so wenig, und ihr Herren auf dem Theater, mit euren erdichteten Darstellungen, so tiefen Eindruck machet?" Daher kömmts, mein Herr Erzbischof, versetzte Quien, daß wir Schauspieler von erdichteten Sachen, als von wahren, die Herren Geistlichen dagegen von hochwahren, als von erdichteten sprechen."

Eine treffendere Regel der geistlichen Rhetorik mochte der Erzbischof weder auf der Universität zu Oxford, noch auf der zu Cambridge gehört haben!

Popularität! Popularität! ist das Loosungswort unser teutschen Homiletiker! und welcher Vernünftige kann etwas dagegen einwenden, wenn Popularität so viel heißt, als — lichtvolle, deutliche, fest in einander gegliederte, allgemein-faßliche und überredende Darstellung. Aber wer war populärer als Demosthenes und Cicero? und doch behaupten sie den Ruhm der ersten Redner. Was versteht das Volk leichter: eine in vollständiger logischer Form mit kaltem Herzen zusammengekettete Rede? Oder einen Davidischen Psalm von den Wundern des allmächtigen Schöpfers, von seiner ewigwaltenden Güte über die Kinder der Menschen, von dem hohen Glück der treuen Gottesverehrer? Und doch sind diese Psalmen dichterische Meisterstücke. Aber so ists! ächte Beredsamkeit ist immer populair, ist wenigstens mit der höchsten Popularität verträglich: so wie wahre Musik auch das Herz des Nichtkenners trifft.

Aber uns Deutchen gilt leider! Popularität meh-

rentheils für gleichbedentend mit Gemeinheit, Oberflächlichkeit, Alltäglichkeit: und ich bin nicht selten erschrocken, welches — eigentlich so zu nennende moralische Gemenge von Rezensenten berühmter kritischer Institute als populair angepriesen wird: ob ich gleich im Ganzen nicht in Abrede bin, daß das Ideal einer Predigt sich nach und nach in den Köpfen glücklich zu steigern anfängt: welches, nach meiner Bemerkung, besonders seit der Epoche der so allgemein-gelesenen und nachgeahmten Reinhardtschen Predigten, verbunden mit dem Aufkommen der neuen Philosophie, geschahe.

Dennoch braucht es zu einer guten, belehrenden und erbaulichen Predigt weder Demosthenische noch Ciceronische Talente. Starkes Gefühl für alles, was menschlich, d. h. für alles, was Menschenrecht und Pflicht, und Menschenelend betrift, richtige Sittenkenntniß, lebendige Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion, ein vorurtheilfreier Geist, und besonders auch ein edel-einfältiges Herz — das sind die eigenthümlichsten Erfordernisse eines praktischen Volkslehrers: und was ist dies anders als

die Aussteuer eines vernünftigen, einigermaßen gebildeten Mannes von gutem Charakter? Denn wahrlich! wenig mehr als dies erfordert es, um ein guter und nützlicher Prediger zu seyn.

Die Tobler, Zerrenner, Dappe, Brückner, haben sich in der populairen Predigtgattung rühmlich ausgezeichnet, und ächte Volksreden geliefert, die ein Sokrates schätzen und ein Epiktet achten würde, — ohne überall auf mehrere, als auf die genannten Talente Anspruch zu machen. Das Volk erkennt in dieser Art zu predigen seine eigene, aber veredelte Manier, sich unter einander über die Dinge zu verständigen, und rühmt den Geistlichen, der sich ihrer gehörig zu bedienen weiß, durch das gewöhnliche Lob: „es ist, als wenn er mit einem spricht.“

Da die Sitte, in aneinanderhangender Rede zu dem Volke zu sprechen, mehr gelehrt, als populair ist, und eine gewisse Fertigkeit der Ideenzusammenfassung erfordert, welche dem gemeinen Mann nicht eigen ist, obschon der fähigere Geist sich mit Leichtigkeit dazu übt: (nicht selten hab' ich's bewundert, mit welcher Klarheit Leute aus der

Volks-

Volksklasse die verschiedenen Theile einer Predigt herzusagen und auseinander zu wickeln wußten;) so wäre es zu wünschen, daß fast aller Orten, in größern Städten nicht weniger, als in kleinen, und auf dem Lande, die Nachmittagspredigten wenigstens, entweder ganz in Catechisazionen verwandelt, oder, da diese von dem gemeinen Mann oft als bloßer Kinderunterricht angeeckelt werden, halb in fortgesetzter Rede, halb katechetisch vorgetragen würden. Der Geistliche könnte dann, nach Belieben, über irgend einen interessanten Gegenstand discursive sprechen: und hernach darüber katechisiren, oder auch umgekehrt.

Der Wochenpredigten bedürft' es, dächte ich, für unsre Tage nicht mehr: in großen und volkreichen Städten könnten bey jeder Kirche Eine genügen; denn immer finden sich doch in jeder Gemeine gewisse Mitglieder aus der ärmeren Classe, die gewöhnlich aus Mangel an gehöriger Kleidung, den sonntäglichen Vorträgen beizuwohnen sich nicht getrauen. Andere lieben besonders den traulichen Ton, zu welchem Sprache und Vortragsart des

Predigerstandes vor einer kleinen Versammlung von selbst sich herabzustimmen pflegen.

Kein anderes Gefühl drückt unsre geistlichen Reden so unselig, und hält einen so großen Theil der Gebildetern von der öffentlichen Gottesverehrung zurück, als das Gefühl der Einförmigkeit, der Ermüdung, der Interesselosigkeit. — Kurz — der Langenweile. Der Ursachen davon sind mannigfaltige: und ihre vollständige Aufzählung würde selbst nur dem Leser Langeweile machen. Die schädlichste und am meisten beherzigungswerthe, leider aber auch am schwersten wegzuräumende Ursache, wird immer diese seyn: daß moralische Reden, schon als solche, (und besonders in eintönig-raisonnirender Manier vorgetragen,) wie es nun doch die meisten Predigten sind, etwas ermüdendes, Theilnahme und Interesse erdrückendes haben. Dies liegt nicht nur in der Allbekanntheit moralischer Wahrheiten, sondern auch vorzüglich darin, daß der moralische Wirkungs- und Beobachtungs-Kreis des größtentheils der Menschen so unendlich eingeschränkt ist, und daß daher auch immer nur eine kleine Anzahl

moralischer Wahrheiten sein Herz mit unmittelbarem, persönlichem, nicht blos allgemeinem Interesse, ergreift.

Warlich! Dies können wir bey jenen, in den allerneuesten Zeiten Mode gewordenen, rein-moralischen Predigten nicht genug beherzigen: können aus der Höhe unsrer allgemeinen Moral nicht oft genug in ein gewisses Detail des bürgerlichen, und vorzüglich des häuslichen Lebens, hinuntersteigen, um wenigstens durch Darstellung der unmittelbaren Anwendbarkeit derselben das Interesse des Zuhörers zu wecken, und irgend eine Seite unseres Gegenstandes zu fassen, wo er gleichsam persönlich getroffen wird, wo irgend ein Gemählde, oder ein Zug im Gemählde, oder eine Beobachtung über Geist und Herz des Menschen, ihm so in's Auge springt, daß sie ihn gleichsam anspricht: „Ist das nicht wirklich so? Erfuhrest du das nicht häufig an dir selbst? an diesen und jenen unter deinen Mitmenschen?" Bey der Abhandlung der einzelnen Tugenden müssen wir von dieser Darstellungsart ganz vorzüglich Gebrauch machen.

Auf das allgemeine Interesse des Menschen für Gerechtigkeit und Menschenliebe, für moralische Veredlung überhaupt, mögen wir immer viel, aber gewiß doch auch nicht zu viel rechnen. Denn vergebens überreden wir uns, daß das ewige: „Du sollst! du sollst dies thun, uud jenes unterlassen!" welches leider der herrschende Ton in so vielen alten und allerneusten Moralpredigten ist, dem menschlichen Herzen schon genügt, und die Triebfedern des Gemüths in Bewegung setzt. In dem zweiten Abschnitt von dem innern Gehalt und Wesen der Predigt werden wir die Nothwendigkeit der Verbindung moralischer Wahrheiten mit den religieusen Dogmen von Gott, Vorsehung, Verherrlichung Gottes in der Natur und durch Jesum Christum, von der zuversichtlichen Hoffnung ewiger Fortdauer, zu zeigen nähere Veranlassung finden.

Hier brauch ich das bisher Gesagte nur zur Einleitung, um gewisse liturgische Vorschläge zu thun, von welchen ich glaube, daß sie vorzüglich dienen sollten, unsern geistlichen Vorträgen mehr unmittelbares und persönliches Interes-

se der Zuhörer zu geben, welches in jeder Rücksicht das anziehendste bleibt, und durch dessen glückliche Benutzung und Bearbeitung die Anwendbarkeit der moralischen und religieusen Wahrheiten am meisten befördert werden kann.

Einige andre schätzbare Vortheile, welche aus diesen Vorschlägen für Prediger und Zuhörer und öffentliche Gottesverehrung überhaupt hervorgehen, entwickle ich in der Folge.

Hier also — sie selbst.

Man führe folgende neue Feste ein, (das heißt, man mache es den Geistlichen zur Regel, daß an bestimmten, in dem Kalender verzeichneten Sonntagen über die durch das Fest dargebotene Gegenstände geprediget werde.)

I. Das Fest der Neugebornen.

II. Das Jugendfest.

III. Das Fest der Ehe, oder der Neuvermählten.

IV. Das Fest der Gesundheit, oder der Genesung.

V. Das Fest des Alters.

VI. Das Fest der Verstorbenen.

VII. Das große Volksfest, oder das Königliche (landesherrliche) Geburts-fest.

VIII. Das Frühlings-, oder Blüthen-fest.

IX. Das Sommerfest, oder das Fest des Wachsthums der Früchte.

— Das Herbst-, oder Erntefest ist schon eingeführt.

X. Das Winterfest, oder das Fest der Ruhe der Natur.

Betrachtet man die genannteu Feste näher; so betreffen N. I. II. III. IV. V. VI. merkwürdige Begebenheiten oder Abschnitte des menschlichen Lebens, bei welchen ein Theil von Menschen fast allein nur sich zu gewissen moralisch-religiösen Gefühlen aufgelegt findet, wenigstens sehr leicht dazu erweckt werden kann: wo also der Volkslehrer sehr zweckmäßig handelt, der natürlichen Stimmung entgegen zu kommen.

Aus Vätern und Müttern, aus Jünglingen und Mädchen, aus solchen, die verheirathet sind,

oder verheirathet zu seyn wünschen oder wenigstens wünschen sollten, aus Gesunden und Kranken, aus Familien und einzelnen Menschen, die diesen oder jenen ihrer Geliebten, Freunde oder Anverwandten betrauern, besteht ja gewöhnlich die christliche Versammlung, zu welcher wir reden. Irgend ein Theil der Gemeine, irgend einige, irgend einer, müssen daher in jeder dieser den Festen entsprechenden Predigten mit persönlichem Interesse getroffen werden: welches gewiß nicht von jeder allgemein moralischen Predigt gesagt werden, obgleich sehr oft der Fall seyn kann, und auch wirklich ist.

Nicht zu gedenken des reichhaltigen Feldes zur Zergliederung und Einschärfung der häuslichen Pflichten jeder Art, welches diese Feste darbieten, erhalten jene Pflichten nun durch das persönliche Interesse des Zuhörers ein eigenthümliches Licht, und regen die Gemüther lebendiger an: es kann schlechterdings nicht fehlen, daß ihnen nicht in einer solchen Predigt Lehren, Ermahnungen, Warnungen ertheilt werden sollten, deren Wahrheit sie durch eigene Erfahrung anerkennen, deren Heilsamkeit sie früher oder später in ihren Lebensverhältnissen durch die wirkliche Anwendung erproben können.

Denn gesetzt auch: dem einzelnen Zuhörer ist kein Kind geboren, er lebt ohne Ehe, ohne Familie, er war in diesem Jahr nicht krank, er verlor keinen Freund oder Geliebten durch den Tod: so war er doch selbst einst Kind, hatte Eltern und Geschwister, sieht diesen und jenen aus seiner Familie, oder von seinen Freunden glücklich odrr unglücklich verheirathet, durch Krankheit geschwächt u. s. f., oder er wünscht selbst auch einst Gattin und Kinder zu haben u. s. w.; so werden doch durch solche Predigten die natürlichsten, die menschlichsten aller Gefühle in ihm aufgeweckt, deren bloße Hervorrufung und Darstellung ihm seinen Werth nnd seine Bestimmung als Mensch vor Augen hält, und diesen Werth, diese Bestimmung selbst werth machen kann. Wenn es für jeden Stand und Geschäftskreis eine eigenthümliche Moral, mit andern Worten, eine besondere Anwendung der allgemeinen moralischen Vorschriften giebt, so findet der Geistliche grade in diesen sechs vorgeschlagenen Festen den reichhaltigsten Stoff zur Verhandlung der eigentlichen Hausmoral.

Das große Volksfest oder das Königliche Geburtsfest N. VII schließt sich zunächst an die Hausfeste an, wie ich N I. — VI. nicht unschicklich zu benennen gedächte. Denn was interessirte das Volk, nächst seiner eigenen häuslichen Lage mehr, als das Leben, die Erhaltung, die Gerechtigkeits- Ordnungs und Menschen Liebe des Fürsten, unter dessen Regierung es lebt, und in welchem es den allgemeinen Landesvater verehrt? Was fühlt der gemeine Mann lebendiger und für seine häusliche Lage einflußreicher, als die Härte oder die Milde, den Druck oder die freundliche Landesväterlichkeit der Regierung?

Mit inniger Rührung hab' ich in meinem Vaterlande, Preußen, den hartgedrückten Bauer, und öfter noch den nicht selten mit lettisch-adelicher Grausamkeit geplagten Leibeigenen in seiner bedeutungsvollen Volkssprache ausrufen hören: „Was soll man machen? der liebe Gott wohnt hoch! der König weit!" So setzt er dann also — und nicht mit Recht? seinen Landesfürsten neben Gott: wenn nun von diesem in der Kirche die Rede ist: warum nicht einstweilen auch von je-

nem? Nennen wir ihn doch schon vor Gott in dem allgemeinen Landesgebet!

Aber troß diesem Einschluß in das allgemeine Landesgebet — wer weiß es dann nicht, welchen geheimen Groll das Volk oft gegen den Fürsten und seine Minister im Herzen verschließt? welche Verwünschungen es nicht selten gegen beyde im Innern des Hauses, oder auch bey öffentlichen Gelagen laut werden läßt — und zwar nicht selten um dieser oder jener, an sich sehr zweckmäßigen, wenigstens durch den Drang der Umstände nothwendigen, oder auch, wenn nicht jetzt unmittelbar, doch in der Zukunft heilsamen — Einrichtungen. Man zögere also nicht, dem Volke über diese und ähnliche allerneueste Anordnungen im Staat, mindestens an Einem Tage im Jahr, die gehörigen Begriffe beizubringen, die Weisheit der Regierung ihm vor Augen zu halten, ihre Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe anzupreisen. Vorträge der Art werden die Liebe zu dem Landesfürsten, die Achtung gegen seine Befehle, das Vertrauen auf seine Weisheit und Güte, gewiß nur vermehren, und jenen geheimen Ingrimm des dienenden Theils im Staat gegen den Herrschenden verringern.

Oder sollten nicht Memoires, wie die, welche der Minister Herzberg als ein compte rendu von Friedrichs II. alljährlichen wohlthätigen Anstalten, Vorschüssen, und Beförderungen des Erwerbfleißes in der Akademie der Wissenschaften vorzulesen pflegten, dem großen Monarchen manches von ihm entfremdete Herz gewonnen, manchen seiner Hasser unter dem Volk mit ihm ausgesöhnt, manche irrigen und abgeschmackten Urtheile über sein Regierungssystem berichtiget haben?

„Aber ein bestimmtes Fest durch die Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes auf politsche Dinge richten! Wie gefährlich, wie revolutionair!"

So höre ich mir einige, mit hoher Vaterlandsliebe sich zierende, aristokratische Finsterlinge entgegenschreyen.

Ich antworte: Nie werdet ihr dem beherrschten Volke Gespräche oder Nachdenken über die allgemeinen Angelegenheiten seines Landes verwehren können. Kommet ihm also zuvor, und lasset ihm die wahre Aufklärung darüber durch seine eigentlichen Lehrer mittheilen, deren eigenthümliches Geschäft es ist, öffentliche Ordnungsliebe und Gehorsam gegen die Obrigkeit einzuschärfen.

Die Russische Nazion feyert jährlich drei oder vier Feste, welche einzig dem Andenken an den regierenden Monarchen und an seine Familie gewidmet sind: und eben diese Feste dienen wesentlich zur Hervorbringung jener Ehrfurcht jener Ergebenheit und des Gehorsams, womit diese Nation an ihren Monarchen hängt. Und Preußens treue, nach allen Zeugnissen der Geschichte nie aufrührige, nie ihrem Fürsten aufsätzige Unterthanen hatten für den großen Churfürsten, für die Friedriche II., haben noch jetzt für ihren Friedrich Wilhelm III. kein einziges Jahresfest?

So lange der Landesfürst kein Tyrann, kein Verschwender der Schätze des Staats, kein kargender Geizhals ist: so lange wird ein Fest, seinem Andenken gefeyert, nur Liebe und Vertrauen des Volks gegen ihn erwecken. Die Foderungen des Volks an den Regenten sind im Ganzen sehr billig, und erstrecken sich selten weiter, als auf Sicherheit seiner Person, seines Eigenthums und auf möglich-unverkürzten Genuß seines mühsamen Erwerbs.

Jeder, einigermaßen gute Fürst, kann sich da-

her von der Einführung eines solchen Volksfestes wesentliche Vortheile versprechen: der seines hohen Amtes Unwürdige bezeichne seine Regierung durch die Abstellung desselben: oder, er rufe sich, an dem Tage, an welchem es gefeiert wird, seine heilige Verpflichtung lebendig in die Seele, und werde ein der Volksfeyer würdiger Vater seines Landes.

Die Feste No. VIII. — X. betreffen, die allermerkwürdigsten, mit der Erhaltung und Ernährung des menschlichen Geschlechts zunächst in Verbindung stehenden Naturerscheinungen, in deren verschiedenem Wechsel sich die Herrlichkeit dessen, der allgütig ist, dem Gedankenlosesten vor Augen stellt, und die daher auch der Aufmerksamkeit keines Vernünftigen entgehen oder entgehen sollen.

Hier spricht mit dem geistlichen Redner die hohe Natur selbst, und macht seine Stimme in die Ohren und Herzen eindringender. Predigten dieses Inhalts sind eben so viele Commentare zu dem ewigstrahlenden Denkmal, welches sich Gott in seiner Schöpfung errichtet hat, damit die gesammte Geisterwelt, so wie einst Salomo's Tempel bey

der ersten Einweihung, voll seiner Herrlichkeit sey: Predigten dieser Art würde ich nennen die ächte Hausdogmatik der Menschheit.

An dem Sonntage der Feier dieser Feste müßten der Segen, die Vorlesungen, der Gesang dem Gegenstande der Feier selbst entsprechen: worüber wir uns sogleich in der Folge ausbreiten werden.

Auf welche Sonntage des Jahrs — diese Feste verlegt werden können? ergiebt sich bei einigen von selbst; wie z. B. Frühlings- oder Blüthenfeste etwa auf den ersten oder zweiten Sonntag nach Pfingsten; das Sommerfest auf den ersten Sonntag im Julius; das Fest der Ruhe der Natur auf den Anfang des Winters. Das Fest der Neugebornen könnte ein oder ein paar Wochen nach Ostern, das Jugendfest bei der gewöhnlichen Michaeli-Einsegnung, das Fest der Gesundheit oder der Genesung gegen das Ende des Herbstes, wo gewöhnlich die meisten Krankheiten herrschen, das Fest der Greise und das der Verstorbenen gegen die letzten Wochen des Jahres hin, das große Volksfest würde am schicklichsten am Sonntage der Woche gefeiert, in welche der Geburtstag des Landesfür-

sten fällt. Auf diese Art stimmte dann auch die Zeit der Feste zu ihrem Gegenstande.

„Aber, saget ihr: Sind denn die Gegenstände, „welche in den vorgeschlagenen Festen verhandelt „werden sollen, so neu und unerhört? hat denn „nicht jeder ächt-praktische Religionslehrer dieselben „von je her auf die Kanzel gebracht?"

Wer aber ist dann auch so unverschämt, in Sachen der Entwickelung des menschlichen Geschlechts, oder auch in der Moral irgend neue oder unerhörte Dinge vorbringen, und noch mehr, öffentlich einführen zu wollen? Nur darauf kömmt es an, das einmal sich Vorfindende auf die möglich-beste Art zu gebrauchen und zu benutzen. Und dies, deucht mir, kann durch die bestimmte und vom Staat selbst angeordnete alljährliche Verhandlung der benannten Fest-Materien geschehen.

Denn außerdem, daß diese Materien, wie ich mich schon ausdrückte, den ganzen Kreis der Hausmoral und der Hausdogmatik erschöpfen, und zu der Ausführung der allgemeinen Lehrsätze der Sittenlehre und Religion die andern Sonn-

und Feiertage übrig lassen; so geben sie dem Prediger ja gleich Gelegenheit, mit jedem Jahr gleichsam die vollständigen Annalen der Gemeine, ich will sagen, die wichtigsten und bemerkenswerthesten Ereignisse in den Lebensverhältnissen der Mitglieder derselben, durchzugehn und daraus Lehre, Ermahnung, Warnung oder Ermunterung zu ziehen.

Es steht allerdings zu vermuthen, daß jeder die Gemeinnützigkeit seines Amtes ernst-beseitigende Volkslehrer es an der Verhandlung der benannten Gegenstände in keinem Jahrgange fehlen lassen wird: aber ich weiß es auch, daß dies von vielen Predigern oft gar nicht, und am allerwenigsten mit besonderer Hinsicht auf eine gewisse moralische Jahrgeschichte ihrer Gemeine geschehen ist: dagegen sahe ich nur zu oft jüngere und ältere Männer meines Standes in Verlegenheit, was und worüber sie, zu dieser und jener Zeit, predigen sollten?

Und richten wir dann unser Auge auf jene, gewiß nicht unbeträchtliche Anzahl, unter den Stadt- und besonders auch unter den Landgeistlichen, die, in der sträflichen Gleichgültigkeit ihres Herzens, oft

oft nur deswegen keine neue Predigt machen, weil ihre alten — einmal so rein und leserlich abgeschrieben sind; die mit Mühe Hand anlegen, um in der so schweren Predigt am Erntefest, auch nur die paar Zeilen zur Andeutung der diesjährigen gesegneten, oder misrathenen Ernte abzuändern, (ein Factum, wovon ich einmal selbst Zeuge gewesen;) welche die Thematen ihrer Vorträge mit schlauer Bedächtlichkeit so allgemein fassen, damit allenfalls eine und dieselbe Predigt auf alle und jede Sonntage im Jahre, wie eine Ohrfeige auf beide Bakken, passe; an deren Statt man, (gelänge es einst der Mechanik, Sprachmühlen zu erfinden,) diese Sprachmühlen auf die Kanzel stellen könnte, welche dann, so wie sie selbst, mit jedem Vierteljahre dasselbe geistliche Schroot und Korn von sich gäben: richten wir, sage ich, unser Augenmerk auf die geistlichen Herren dieser Gattung; so sehen sie sich, durch die öffentliche Einführung jener Feste, von höherer Hand gezwungen, sich aufzurütteln aus dem einzig-geliebten Schlummer der Trägheit, und wenigstens ein Zehend von Sonntagen, das

ganze Jahr hindurch, ihrer Gemeine etwas persönlich interessirendes an's Herz zu legen.

Eben so erhält auch der schüchterne Geistliche, (eine Gattung, die gewiß nicht klein unter uns ist) der es bis jetzt nicht wagte, diese und jene gemeinnützige Materie, um gewisser Leute willen, zum Gegenstand seiner öffentlichen Vorträge zu machen, gleichsam ein von der Hand des Staats selbst bestätigtes Creditiv dazu.

Endlich ist es auch für jeden vernünftigen ein Reitz mehr, eine Predigt zu besuchen, wenn er zum Voraus von dem interessanten Inhalt desselben unterrichtet ist, welches offenbar durch die in dem Kalender angemerkte Feyer jener Feste geschieht.

Denn worin ist wohl die Ursache zu suchen, daß unsre Kirchen an hohen Festtagen, als Weihnachten, Ostern, Pfingsten, daß sie an Buß- und Bettagen, und nicht weniger am Erntefest, oder auch in der Advents- und Passionszeit, sich mit einer beträchtlich größern Anzahl von Zuhörern, füllen?

Ich weiß wohl, daß man dieser Ursachen meh-

rere suchen und finden wird, z. B. die neuen Kleider und Mode-Putze, in welchen alsdann gewöhnlich das Volk, wie der vornehmere Theil, erscheinen u. s. w. Aber eine der wirksamsten dieser Ursachen ist es gewiß, daß die Kirchebesuchenden, durch den bloßen Namen des Festes schon, von den interessanten Themen der Predigt zum Voraus unterrichtet sind: dagegen sie an den gewöhnlichen Sonntagen, wenn man mir den Ausdruck erlauben will, „wie aufs Gerathewohl," in die Kirche gehen, und alsdann insbesondere Gefahr laufen, trockene Moralpredigten und kleinliche Zergliederungen von Pflichten anzuhören: unterdeß die Gegenstände der Festpredigten gewöhnlich, der Regel nach, die geist- und herzerhebenden Dogmen der heilbringenden Jesusreligion betreffen.

Ein achtungswerther Mann aus der jüdischen Nazion fragte mich, als ich schon Geistlicher war: „Wenn nun die Gemeine in die Kirche kömmt: weiß sie's, über welchen Gegenstand gepredigt werden wird?" Ich antwortete: das weiß sie freilich nicht immer; aber . . .

Und in dem Augenblick fiel mir der Gedanke

ein, daß es der öffentlichen Gottesverehrung gar wohl förderlich seyn könnte, wenn, so wie die Lieder, also auch, wenigstens der Hauptsatz der Predigt, an den Tafeln an der Kirche angeschrieben stände:*) welches unter andern auch den Nutzen haben würde, daß die christliche Versammlung manche Beziehung auf die zu verhandelnde Materie, welche dem eigentlichen Textliede eingestreut ist, desto sicherer ahnden, desto kräftiger sich einprägen könnte.

Etwas ähnliches fand ehedem statt, als der Prediger sich noch genau an den Inhalt des Sonntags-Evangeliums, oder der Epistel band: aber es hörte auf, seitdem wir, nur zu oft, fast möchte ich sagen, nicht selten mit einer Art von Leichtsinn, den biblischen Text, als ein leeres Vorwort an die Spitze unsrer Rede stellen, und auf jede andre beliebige Materie willkührlich abschweifen: wodurch wir, warlich! der Bibel nicht schmeicheln: da die Texte, welche wir verlesen, oft mehr werth, und an großen Wahrheiten frucht-

*) Seit einiger Zeit werden bey unsrer Nikolaikirche die Dispositionen der Predigten gedruckt.

barer sind, als unsre ganze, neben dem Text her, gehaltene Predigt.

Wenn aber die unleugbare Unfruchtbarkeit einiger unter den gewöhnlichen Evangelien und Episteln ein solches Verfahren des geistlichen Redners zuweilen entschuldiget: warum haben wir lutherische Geistliche in Berlin nicht die armselige Kühnheit, statt des Evangeliums einen andern, dem Thema angemessenen Text der Bibel zu verlesen? wenn man denn nun einmal, mit altweibischer Anhänglichkeit, Sonntag für Sonntag, nur über die Evangelien predigen, und darüber manches gemeinnützige Thema unbenutzt liegen lassen muß: man habe, sage ich, die armselige Kühnheit, und halte erbauliche und gemeinnützige Predigten abwechselnd, über Evangelien, Episteln, auserwählte Texte, biblische Charaktere u. s. w. Man fürchte doch nicht so kleinlich, daß der gemeine Mann das Gute, welches ihm ohne Eitelkeit und ohne Eigennutz dargeboten wird, nicht erkennen werde. Schande jeder niedrigen, kriechenden Popularitätssucht, welcher ein vultus tetricus eines alten Weibchens,

die ihm gestern noch lächelte, einige schlaflose Nächte macht; und die daher, um ein so landverwüstendes Uebel! zu verhüten, schädliche Misbräuche, unausgewurzelt, sich verjähren und verewigen läßt.

Noch ein anderer, der Rüge würdiger Misbrauch in den lutherischen Kirchen Berlins.

Die Gottesverehrung in der Kirche beginnt, Sommer und Winter hindurch, unveränderlich, um neun Uhr morgends, die Communion, Sommer und Winter hindurch, um acht Uhr. Als wenn man nicht die veränderte Lebensart der Menschen des Tages kennete! Als wenn man zu so vielen moralischen Ursachen, welche die Menschen vom Besuch der Predigt abhalten, noch sehr reelle physische hinzuthun müßte! Eben so sollte der nachmittagliche Gottesdienst, wenigstens in Berlin, erst gegen drey, oder dreiviertel auf drei Uhr anfangen, wegen des so allgemein gewordenen späten Essens zu Mittage. Darf es uns dann befremden, daß der Kirchenbesuch unter der dienenden Klasse beynahe ganz aus der Sitte gekommen?

Ueber das Vorlesen bey unsern religieusen Versammlungen finde ich folgendes zu bemerken.

So wie es da jetzt betrieben wird, ist es durchaus ein opus operatum für den Prediger, wie für den Zuhörer, ein leeres, nutzloses Lippenwerk, ohne alle Beziehung auf das Ganze der nachfolgenden Predigt, ohne wahre Belehrung des Geistes und Erhebung des Herzens.

Erst — ein in so altem Styl verfaßtes Gebet, daß es darin heißt: Gott solle uns Gnade verleihen, daß wir den Sabbath recht feyern, vor allem Aergerniß uns hüten, u. s. w.

Dann — die Epistel des Sonntags. So schön und kräftig einige der gewöhnlichen Abschnitte in den apostolischen Briefen sind; so unglücklich sind andere gewählt: man sollte fast glauben, die Auswähler hätten durch einige der von ihnen beliebten Stücke die Reichhaltigkeit der apostolischen Briefe überhaupt verhehlen oder verspotten wollen. Die stoff- und gedankenleersten dieser Stücke sind jedem Geistlichen nur zu bekannt durch die Angst, welche sie ihm abpressen, wenn er, in dem Jahrgange der Nachmittagspredigten, an diese kam, und nun ein

interessantes Thema daraus hervorklauben sollte. Der Exeget kennet den fruchtbaren Zusammenhang dieser Abschnitte mit dem Ganzen des apostolischen Vortags: aber so losgetrennt und abgebrochen, wie sie nun unter dem Namen der sonntäglichen Episteln öffentlich vorgelesen werden, ohne vorhergehende oder nachfolgende Erklärung: was können sie fruchten, als daß die Gemeine höchstens an gewisse, vielleicht schon in der Schule auswendig gelernte, Worte erinnert wird, welche jetzt, so wie damals, für sie ohne allen Sinn sind.

Heilsame Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen in einer andringlichen Sprache enthält der übrige Theil der Episteln: und es ist für den Vorleser eine wahre Uebung in der Declamazion, diesen Kraftsprüchen volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sie, mit ungeschwächtem Nachdruck, bey dem Vorlesen in die Seele der Zuhörer zu übertragen. Um so viel tadelnswürdiger ist es, wenn einige Herrn Geistlichen Evangelium, Epistel, Beichte, mit schulknaben-artiger Schnelligkeit hersprudeln.

Es bleibe also für die Zukunft bey der Vorle-

sung der sonntäglichen Episteln: nur sey dem Vorlesenden die Freyheit verstattet, hier und dort einiges Unzusammenhängende, oder für unsre Zeiten und Sitten Unbrauchbare wegzulassen, und statt der bezeichneten, durchaus unerbaulichen, andere unvergleichbar-reichhaltigere und erbaulichere Abschnitte der apostolischen Briefe der christlichen Versammlung vorzulesen.

Ich höre hier manchen Geistlichen, der dies lieset, mir entgegenrufen: „das alles habe ich in meiner Kirche längst eingeführt." Wohl! das konnte er: und selbst in Berlin herrscht in mancher protestantischen Kirche in dieser Rücksicht schon eine bessere Einrichtung, z. B. in der Marienkirche, die überhaupt, als Tochter der Nikolaikirche, in manchen wesentlichen Stücken der Liturgie, der Mutter den Vorrang abgelaufen hat. Aber einen Prediger bey der Nikolaikirche ziemt es am wenigsten, die Ursachen des Zurückstehens der letztern anzugeben: die zum Theil auf die Rechnung einiger schon verstorbenen Geistlichen zu setzen sind.

Denn überhaupt würde bei einigen liturgischen Abänderungen in der Nikolaikirche viel Behutsam-

keit gebraucht werden müssen. Als vor einigen Jahren ein scheusliches Crucifix in Menschengröße, gräslich mit Blut beschmiert, und mit wirklichen Haaren auf dem Haupte, aus der Mitte der Kirche, wo es aufgestellt stand, weggeschafft werden sollte; da hätte man diese Kirchenreinigung, wegen der starkerklärten Vorliebe eines beträchtlichen Theils der Gemeine für die häßliche Gestalt, kaum wagen können: und erst nach manchen Protestazionen gelang es.

Bey kleineren Gemeinen ist vieles leichter durchzusetzen. So hat mir niemand Vorwürfe darüber gemacht, daß ich in der Klosterkirche, wo ich die sogenannte rechte, oder Hauptpredigt allein, und ohne sie mit andern zu theilen, besorge, statt der vorgeschriebenen Evangelien, abwechselnd, bald über die Episteln, bald über die Gleichnißreden Jesu Christi, bald über ausgewählte Sprüche der Bibel gepredigt habe, und noch predige. Diese freye Handhabung der Liturgie in der Klosterkirche sticht allerdings sonderbar ab gegen die — ich möchte fast sagen — peinliche Bedächtlichkeit, mit welcher ich, in der Liturgie der Nikolaikirche, jede geringste

Abweichung von dem Gewöhnlichen und seit Jahrhunderten Gangbaren, vermeide. Denn hier lastet die Rechenschaft von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dessen, was geschieht, nicht auf mir ausschließend.

Sollte ich aber, durch jene meine freye Behandlung der Liturgie in der Klosterkirche, mich eines pastoralischen Verbrechens schuldig gemacht haben; so belange man mich deshalb, Priester oder Laye, bey der Behörde!

Ich fahre in der Kritik der berlinisch-lutherischen Liturgie weiter fort.

Nach vorgelesener Epistel wird das sogenannte Textlied gesungen: und dann — das Evangelium des Sonntags vorgelesen: nun beginnt die Absingung des Glaubens: der Predigende besteigt die Kanzel, und liest dasselbe Evangelium als seinen für immer vorgeschriebenen Text, noch einmal ab.

Heißt denn das nicht der Aufmerksamkeit der christlichen Gemeine offenbar spotten, und die geistliche Langeweile mit Gewalt herbeyführen? auch hörte ich schon manchen Layen sich mit Bitterkeit hierüber erklären.

Warum trift man denn hier nicht eine Abänderung? warum wählt man nicht, statt des Evangeliums, etwa einen der vielen schönen Psalme, oder eine allgemein-verständliche, prophetische Rede, oder irgend einen andern erbaulichen Abschnitt aus der Bibel?

Wenn durch die von mir in Vorschlag gebrachte Feste die öffentliche Gottesverehrung mehr Mannigfaltigkeit, und wie ich bewiesen zu haben glaube, auch mehr moralisch-religieuses Interesse erhält; so setze ich nun noch hinzu: man gehe an den Sonntagen, auf welchen eines jener Feste fällt, von der gewöhnlichen Vorlesung der Evangelien und Episteln ab, und lese Gebete oder Betrachtungen, welche auf die Feyer des Festes vorbereiten. Diese Gebete oder Betrachtungen würden am schicklichsten und zweckmäßigsten aus Redensarten der Bibel, wie sie da, besonders in den Psalmen, in den Schriften Salomo's, in den Propheten, im Buch Sirach und in dem sogenannten Buch der Weisheit, vorkommen, zusammengesetzt, und auf das vorliegende Thema angewandt werden können.

Den daraus entlehnten Redensarten gebe ich deswegen den Vorzug; weil das Volk nicht nur mit der lutherischen Bibelübersetzung vertrauter ist, als mit unserm neuesten Styl; sondern, weil jene Redensarten auch eine eigenthümliche Kraft und Anschaulichkeit haben, zu welcher unser neue Styl sich nur mit Mühe, und dennoch selten ganz, herausarbeitet; und weil ihnen, durch Alterthum und religieuse Nebenideen, etwas heiliges anhaftet.

Bey einer solchen Zusammensetzung müßte dann freylich alles Unverständliche, oder auch Misverstehbare in einigen der biblischen Phrasen sorgfältig vermieden, und gegen neuere, im ähnlichen Styl, ausgetauscht werden.

So habe ich's z. B. versucht, den bekannten Psalm, welcher die Geschichte der Verherrlichungen Gottes an seinem Volk enthält, auf die preußische Regenten- und Landesgeschichte anzuwenden, und daraus eine Vorlesung auf das große Volksfest zusammenzubilden. Lassen mir die wenigen, für gegenwärtige Schrift bestimmte, Bogen Raum; so theile ich diesen Versuch als Beilage mit.

Bey Erwehnung meines Vorschlages zur Einführung neuer Feste, sehe ich mich gelegentlich veranlaßt, einen Einwurf nachzuhohlen, mit dem ich mir oben schon hätte entgegenkommen sollen.

„Durch die vielen Feste, sagt man, wird ja beynahe jeder Sonntag des Jahres in ein Fest verwandelt."

Aber, entgegne ich, der Erbauung würde durch eine solche Verwandlung gewiß kein Abbruch geschehen. Denn den Sonntag in ein Fest verwandeln, heißt, nach den von mir gegebenen Erläuterungen, nichts anders, als den sonntaglichen Vorträgen durch ein bestimmtes, gemeinnütziges, den persönlichen Geistes- und Herzenbedürfnissen der Zuhörer entsprechendes, Thema ein neues Interesse geben.

Aber auch bey der Einführung der von mir vorgeschlagenen Feste würden, die höheren Feste, Bußtag und Himmelfahrt mit eingerechnet, noch mehr als dreißig Sonntage zur Verhandlung der allgemeinen Wahrheiten dem Religionslehrer übrig bleiben.

Wollte man in die Vorlesungen bey der öffentlichen Gottesverehrung überhaupt noch mehr Interesse legen: (denn die Evangelien und Episteln sind einem Theil der Zuhörer zu bekannt, und die bloße Vorlesung derselben ist, ohne alle nähere Erläuterung, für sie ohne Erbauung; ein anderer Theil stößt sich an den manchen alterthümlichen Ausdrücken, an den, im gemeinen Leben oft zu Sprichwörtern gemachten, Wundergeschichten — ein Aergerniß, welches bey näherer Erklärung des wahren Zusammenhanges der Geschichte wegfallen würde;) so würde ich sagen: „Wählet, statt der Evangelien und Episteln, religieuse Betrachtungen über die Größe und Güte Gottes in den Wundern der Natur, in der Erhaltung und Verpflegung der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt: denn dies sind sehr würdige Gegenstände, über welche ihr predigt, oder wenigstens predigen solltet." Muster solcher religiösen Betrachtungen haben uns Sturm, Sander, Götze u. s. f. geliefert: Doch müßten besonders die Sanderschen von der kleinlichen Empfindelei und vorzüglich auch von so manchen

naturhistorischen Fehlern, mit welchen sie befleckt sind, gereinigt werden, ehe man sie der öffentlichen Vorlesung in den Gotteshäusern würdig finden könnte.

Vorlesungen von diesem Inhalt wünschte ich für die gewöhnlichen Sonntage des Frühlings, des Sommers und des Herbstes, Jahreszeiten, deren gewöhnliche Schönheit und Anmuth von selbst zu solchen Betrachtungen einladet.

Für die letzte Hälfte des Herbstes und für den Winter wünschte ich wahre, aus wirklichen bewährten Erfahrungen entlehnte Beispiele menschlicher Tugenden, menschlicher Glückseligkeit und menschlicher Leiden, zum Gegenstande der Vorlesungen gemacht, nnd dabei immer besonders auch auf den Inhalt der zu haltenden Predigt Rücksicht genommen zu sehen.

Mich dünkt: auf diese Art würden wir unsern Zuhörern manche unterhaltende Belehrung und manche belehrende Unterhaltung, verbunden mit moralisch-religiöser Erbauung, gewähren: und sie würden sich nach und nach überzeugen, wovon ein beträchtlicher Theil jetzt nicht überzeugt ist, —

und

und bey dem Anblick so manches opus operatum in unsrer Liturgie, bey d r A hörung so manches moralischen Gewäsches von Predigt, es auch schwerlich seyn kann, — überzeugen, sag ich, würden sie sich, daß die Religion des Christenthums und die Belehrungen einer geläuterten Vernunft sich einander gegenseitig unterstützen; daß das Christenthum in dem wirklichen Leben unbeschränkte Anwendung findet: sie würden aufhören, Kirche und Liturgie anzueckeln, wie es die Menschen unserer Tage so häufig, und ich, als Geistlicher, gesteh' es freimüthig ein, nicht immer ohne Grund thun.

Von dem Vorlesen in den Kirchen kommen wir nun zum Singen.

Das wohlthätige Geschenk eines neuen Gesangbuchs muß jeder Freund und Schätzer der öffentlichen Gottesverehrung mit Dank anerkennen, als das wichtigste, welches seit dem berüchtigten Streit über die Chorröcke und ähnliche Armseligkeiten für die Verbesserung der Liturgie geschehen.

Zwar bleibt es wahr, daß, besonders von der Epoche der Einführung des neuen Gesangbuchs

Bayerische
Staatsbibliothek
München

her, sich die Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung datirt. Durch das neue Gesangbuch sahe der damals noch viel beträchtlichere, alt-gläubige Theil der Gemeinen die längst-geahnete und heimlich-beseufzte Abweichung der Vorsteher des preußischen Lutherthums, wie durch eine öffentlich-beglaubigte Urkunde bestätiget: Friedrichs II. Beyfall selbst schadete der Aufnahme der neuen Liedersammlung: Andacht und Erbauung dieser Leute hingen, wie bey gemeinen Seelen fast immer, (nicht selten auch bey edleren, z. B. bey Lichtenberg,) an den Worten: die Aelteren fanden es, (sehr verzeihlich,) zu mühsam, bey dem Singen der neuen Lieder die Augen anzustrengen, da sie die alten gewöhnlich auswendig wußten: Ursachen genug, sich der öffentlichen Gottesverehrung zu entziehen, wo sie nicht mehr durch Gesang sich erbauen zu können glaubten: die Gemeinen trennten sich, die Kirchen leerten sich: der bequemlichkeit-liebende Theil dieser Leute blieb zu Hause: der Kirchenbesuch kam aus der Sitte: zu glücklich, daß noch ein nicht unbeträchtlicher Theil der berlinisch-lutherischen Kirchen übrig blieb, wo das neue

Gesangbuch nicht eingeführt worden: sie dienten einer Menge jener Liederapostaten zur Zuflucht.

Die Gebildetern, deren Geistes- und Geschmacksbedürfnisse die Abstellung des alten Gesangbuchs vor allen andern nothwendig gemacht hatten, verfeinerten, oder vielmehr verbildeten sich allmählich und allmählich bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit gegen alle öffentliche Gottesverehrung, (viele sogar bis zur Gleichgültigkeit gegen alle Religion) ihre Kirchensitze wurden immer leerer und leerer, und standen endlich — ganz unbesucht da. Wohl konnte man, in Hinsicht auf die für sie vorzüglich veranstaltete Liedersammlung, von ihnen sagen, wie es im Evangelio heißt: „Das Hochzeitsmal war bereitet, aber die Gäste warens nicht werth!"

Viele Lieder der neuen Sammlung sind ächte geistliche Hymnen: andre — fast tadellose Meisterstücke der Dichtkunst: die Vortreflichkeit des Ganzen der Sammlung ist allgemein anerkannt.

Ich — finde daran nur folgendes zu tadeln: daß, so wie über manche Gegenstände, z. B. über Zufriedenheit unter den Leiden, beynahe zu viel,

also über andre, z. B. über das Glück des häuslichen Lebens, über Kindererziehung u. s. f., gar keine Lieder darin enthalten sind: daß man besonders eins oder einige für den Actus der Einsegnung der unterrichteten Jugend, vergebens suchte: daß der größte Theil der Lieder, fast zu einförmig, und an vielen Stellen kleinlich-eudaemonistisch, mit den Belohnungen im andern Leben endet: daß, durch die neueren Correcturen, aus einigen beibehaltenen alten Gesängen der schöne Enthusiasmus weg, und Kälte hineingebracht worden; daß man noch manches alte ächt-erbauliche Lied hätte beibehalten können: daß die Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," zu häufig angebracht; dagegen von andern rührenden Melodien zu wenig Gebrauch gemacht worden, u. s. w.

Das Absingen des Segens an die versammelte Gemeine beym Anfange der Predigt: „Der Herr sey mit euch," finde ich der Würde der Gottesverehrung sehr angemessen: die Antwort des Chors: „und mit seinem Geist," so wie sie da in der Nicolaikirche gesungen wird, ist ein Meisterstück musikalischer Tonsetzung: beydes giebt eine schöne Ab-

wechselung. Warum hat man das erhabene „Gloria in excelsis Deo" abgestellt: man gebe es uns wieder: man vermannigfaltige den Segen mit Rücksicht auf die verschiedenen Feste: man mache überhaupt, so viel ohne Kosten geschehen kann, mehr liturgischen Gebrauch von der Musik. Nur armselige Geister unter Geistlichen oder Layen könnten uns deshalb eines Rückfalls in den Katholicismus beschuldigen.

Vor allen andern wünschte ich, daß die Predigt selbst, nach dem Eingange, ein paarmal durch Gesang unterbrochen würde: man könnte, zum Ersatz, vor der Predigt, entweder ein ganz kurzes, oder das längere Textlied nur halb singen lassen, so, daß die kräftigsten Strophen gleichsam auf der Stelle zum Beleg der vorgetragenen Wahrheiten dienen könnten.

Durch eine solche Unterbrechung, die selten mehr als eine oder zwey Verse des Liedes befassen müßte, würde die Aufmerksamkeit der Hörenden gespannt und wach erhalten, (würden besonders in den Nachmittagspredigten, der schlafende oder schläfrige Theil derselben aufgeweckt) würde dem Redenden

selbst der Vortrag wesentlich erleichtert werden, welcher nun mit einförmiger Anstrengung der Stimme fortdauert, und keine Erholnng zum Uebergange auf neue, von den vorhergegangenen oft ganz verschiedene Ideen verstattet: eine Mühseligkeit, zu welcher sich die Berliner-Geistlichen mit lächerlicher Aengstlichkeit verdammt haben, und von welcher ich, mit Vergnügen, in vielen Kirchen auf dem Lande und in kleinen Städten, in katholischen Ländern sogar, das preiswürdige Gegentheil wahrnahm. Eine solche Unterbrechung durch Gesang ist für den in großen Kirchen und vor großen Versammlungen Redenden, besonders in heißer Sommerzeit, angenehm, ja fast nothwendig, weil das leicht erhitzte Blut, und der dadurch hervorgetriebene Schweiß, den Körper nach und nach belästigen, wodurch dann Geist und Gemüth des Geübtesten Gefahr laufen, sich zu verwirren.

Bey gewissen Festen, z. B. bey dem Jugendfest, wünschte ich, daß die im Singen mehr als die übrigen Schulkinder, geübten Zöglinge der Erwerbschulen den Gesang während der Pre-

digt übernähmen. Kinderstimmen haben an sich schon etwas unaussprechlich zartes und rührendes: die einförmigen sogenannten Anthems in den englischen Kirchen werden immer von Kindern gesungen, und das Rührende dieses Kindergesanges entzückt alle Reisenden, welche davon mit großen und wahren Lobeserhebungen sprechen. Wir selbst haben bey Gelegenheit der Feyer des Jahrhunderts eine überzeugende Probe von dem Schönen und Rührenden dieses Kindergesanges gemacht, als der Probst der Nikolaikirche denselben zum erstenmal bey der öffentlichen Gottesverehrung angebracht hatte. Der Eindruck davon war allgemein. Eine Kollecte an dem Tage des Gesanges für die Kinder, würde sie reichlich entschädigen.

Ungern thue ich noch folgende Bemerkung hinzu: aber dem Zwange der Wahrheit werde ich nie widerstehen.

Schändlich ist's, wie wenig Aufmerksamkeit auf die Wahl der Vorsänger verwendet wird, welche man den christlichen Gemeinen giebt. Ich kümmere mich nicht, wer diese Wahlen veranstaltet: ich kenne keinen der Wähler: aber mit gerechtem Un-

willen höre ich zu Zeiten von der Canzel herab, zum Vorgesange, nicht eine Menschenstimme tönen, sondern eine Stiergebrülle die Luft erschüttern: ich hyperbolisire nicht: ich sage nur, was ist: viele Glieder der Gemeine haben sich längst schon darüber beschwert.

Als einer meiner werthgeschätzten Mitbrüder, Herr Agrikola, nunmehriger Prediger bey der Sophienkirche, am letzten Sonntage vor dem neuen Jahrhundert predigte; mußte ich's mit erschrockenen Ohren hören, daß der Vorsänger die Canzelverse nach einer, dem Versmaas durchaus nicht anpassenden Melodie ganz allein brüllte, unterdessen die Gemeine für sich die richtige Melodie sang. In welcher kleinen Provinzialstadt mögen solche Dinge gewöhnlich seyn?

In Hinsicht auf die Abendmahlsfeyer finde ich eben keinen Misbrauch zu tadeln: nur wünschte ich, daß die schöne Sitte allgemein gemacht werden könnte, die nun in der berlinischen Klosterkirche statt findet, wo ich mit jedem halben Jahre vor dem zeitigen Director des

Kloster-Gymnasiums, den Professoren und den gesammten Gymnasiasten die Vorbereitungs- und Communion-Predigten zu halten, durch mein Amt angewiesen bin: es herrscht hier nämlich die Gewohnheit, daß Mann und Frau, Gymnasiast mit Gymnasiast, Mutter und Töchter, neben einander gemeinschaftlich zum Altar treten, welches die rührende, in dem Geist der frommen Feyer so offenbar enthaltene Idee von Traulichkeit, Bruderliebe und Verträglichkeit weckt, eine Idee, welche bey dem nun gewöhnlichen gemischten oder einzelnen Hinzutreten ganz wegfällt. Die öffentliche Einführung dieser Sitte dürfte einige, obwohl nicht unüberwindliche, Schwierigkeiten haben. Unterdessen muß es jedem Mann frey gelassen seyn, mit seiner Frau, jedem Hausvater mit seiner Familie gemeinschaftlich das Abendmahl zu empfangen.

Wäre es nicht zweckmäßig, daß von dem letzten Herbstmonat an bis zu der Passionszeit hin, wo der Communicanten, wegen der regnichten oder sehr kalten Witterung, immer nur eine geringe Anzahl ist, in jeder vierten Woche höchstens, eine öffentliche Communion von der Kanzel

herab angekündiget würde? Es ist doch eine wahre Armseligkeit, wenn nun, wie es in den genannten Jahreszeiten zuweilen der Fall ist, alle größere und kleinere Kirchendiener, d. h. etwa sechszehn bis zwanzig Menschen, in Bewegung gesetzt werden, am Sonnabend gepredigt, am Sonntage vorgelesen, gesungen und auf der Orgel gespielt wird, damit — drey, vier, sechs Personen die Communion empfangen? Nicht selten melden sich in diesen Jahreszeiten gar keine Communicanten: gewiß ein sehr deutlicher Wink für die vorgeschlagene Einrichtung; denn die größere Menge erhöht gerade diese Feyer am meisten, die durch ihren eigenthümlichsten Geist auf Gemeinschaftlichkeit berechnet ist.

Die allgemeine Beichte war ein durch die fortgeschrittene Aufklärung nothwendiges Zeitbedürfniß, und sie ist glücklich eingeführt: die Gestattung der besondern Beichte für den gemeinen Mann war eben so nothwendig.

Ich gestehe, daß die letztere von wenig Nutzen ist: daß sie aber, unter andern Umständen, höchst zweckmäßig gemacht werden könnte.

Wie manche Erbitterung zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter und Geschwister könnte durch einen herzlichen Zuspruch des Geistlichen, verbunden mit religieuser Feyerlichkeit, glücklich beygelegt, oft noch in den ersten Aeußerungen erstickt werden, die nun — immer gefährlicher gleichsam forteitert, und am Ende höchst verderblich ausbricht: Wie heilsam für den Hausfrieden so manches Ehepaars und so mancher Familie könnte es werden, wenn das Volk in dem Prediger zugleich eine Mittelsperson zwischen dem Hausvater und zwischen der öffentlichen Magistratsperson verehrte.

Aber der gemeine Mann scheint mit der Achtung auch zugleich das Zutrauen für die Geistlichen verloren zu haben: gewiß — für unsern Stand — kein geringer, im Gegentheil ein unersetzlicher Verlust, der nicht nur uns Abbruch thut. Ich kenne eine Familie in Berlin, wo der Vater vor Gram starb, die Tochter entehrt ward, die ganze blühende Haushaltung in Ruin sank, und wo etwas mehr Offenheit gegen den Geistlichen, und mehr Zutrauen zu ihm, das Uebel in

der Geburt erstickt haben würde. Eine dritte Person zwischen zwey streitenden Parteien ist immer wie die Vernunft zwischen zwey entgegenstrebenden Leidenschaften: sie wird nicht immer, aber doch oft, den Sieg davon tragen: sie wird die Leidenschaften nicht für immer zum Schweigen bringen, aber doch für jetzt mäßigen, und ihre Ausbrüche beschränken: und damit ist schon viel gewonnen.

Falsche Schaam, sich über gewisse Dinge gegen andere zu erklären, ist eine unselig-ergiebige Quelle der Verirrungen des gemeinen Mannes: wenige Uebel sind für ihn so groß, daß sie die Furcht vor bösem Gerede der Menschen, vor öffentlicher Prostituzion seiner selbst, oder seiner Familienangelegenheiten, in seiner Meinung überwinden. Wie? wenn nun dieser Furcht, das Vertrauen zu der heiligen Verschwiegenheit des Predigers seiner Gemeine, oder seines Beichtigers, ein Gegengewicht böte?

Aber eben dies Vertrauen ist, wie ich schon sagte, aus dem Gemüth der Layen hingeschwunden: und die offenbar-schändlichen Sitten so man-

cher Geistlichen waren auch wohl nicht geeignet, es uns wieder zu gewinnen.

Vielleicht giebt es noch ein Mittel, uns das Vertrauen der Layen herzustellen: und ich hoffe es in dem dritten Abschnitt zu nennen.

Ueberdem setzen ja unsre Magistråte immer noch ein solches Vertrauen der Glieder einer Gemeine zu dem Prediger voraus. Die sogenannte Sühnen, die sie uns einstweilen übertragen, gründen sich einzig auf eine solche Voraussetzung. Aber worauf beruht es, daß diese Sühnen so selten fruchten? Die Auszusöhnenden sind uns gewöhnlich durchaus fremde Leute.

Eben die Entziehung dieses Zutrauens der Layen ist es, worauf ich hindeute, wenn ich oben sagte: daß wir Prediger aus Personen, die wir ehemals waren, blos Worte geworden sind.

Wer den Verfasser dieser Abhandlung einigermaßen persönlich kennt, (und er erfreut sich des Glücks, von nicht wenigen gekannt zu seyn;) der wird ihm bey der Anregung dieser, in unsern Tagen sehr zarten, Dinge, keine niedrig-eigennützige Absichten zutrauen. Entfernung von Eigennutz ist

bey ihm nicht einmal Verdienst; es ist ihm Natur.

Auch bey dem Taufactus, wie er in unsern Kirchen gehandhabt wird, finde ich keine Abänderung nöthig. Doch würde ich wünschen, daß die eigentliche Taufformel „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes," deren innern Sinn wohl die wenigsten Taufzeugen durchdringen möchten, und die, wie ich es durch ausdrückliche Aeußerungen weiß, einigen Gebildetern anstößig ist, welche in derselben, (sehr unrichtig) nichts geringeres, als die volle Rückkehr zu dem mystischen System ahnden, ungefähr folgendermaßen erweitert würde:

„Im Namen des Vaters, der dich erschaffen; im Namen des Sohnes, der dich durch die Religion Gott geweihet; im Namen des heiligen Geistes, der in allen guten und edlen Seelen wohnet."

Durch diese kleinen Zusätze würde das christlichen Ohren so geläufige, und durch die alten Erbauungsbücher so gemein gemachte der nackten

Formel, die, eben durch diese Gemeinheit, dem Geist des Zuhörers fast gar nichts mehr zu denken darbietet, bis zum Reitz der Aufmerksamkeit gehoben; jeder Abschnitt erhielte seinen bestimmten und wahren, für die Einweihung des jungen Erdbürgers beziehungsvollen Sinn; der gebildetere Geist würde befriedigt, der gemeinere nicht geärgert werden. Selten ärgerten den letztern Zusätze; viel öfterer aber Wegschneidungen: wovon der Grund leicht einzusehen ist.

Eines der zweckmäßigsten und einfach-erhabensten Tauf-Formulare, die mir je vorkamen, ist das von unserm seligen Ober-Consistorial-Rath Dietrich. Die Worte, mit welchen es beginnt:

„Herr, der du Menschen lässest geboren werden, damit sie deines Wohlthuns ewig genießen sollen"

erheben, so oft ich sie ausspreche, meinen Geist himmelan zu dem Allgütigen.

Es ist das Synonym jener erhabenen Stelle in dem Monolog der Göthischen Iphigenie:

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
weitverbreitete gute Geschlechter,

und sie fristen das flüchtige Leben
gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
ihres eigenen, ewigen Himmels
mitgenießendes fröhliches Anschaun
eine Weile gönnen und lassen.

Aber das ist öfter der Fall in der Religion des Christenthums, daß wir dasjenige als gewöhnlich und alltäglich, kaum bemerkt, dem Geiste vorübergehen lassen, was wir in ältern oder neuern Dichterwerken als groß und schön hochbewundern.

Die bei uns noch gewöhnliche Sitte der Handauflegung der Pathen auf den Täufling hat, so wie sie nun geübt wird, für die meisten keinen Sinn und keine Bedeutung: man bringe Bedeutung hinein dadurch, daß man, indem man sagt: „Die Pathen werden die Hände auflegen," zu gleicher Zeit hinzufügt:
„und sich dabei erinnern, daß das getaufte Kind, in jedem nöthigen Fall, für die Zukunft ihrer besondern Theilnahme empfohlen wird."

Auf diese Art würden dann auch die Pathen ihrer Pflicht erinnert, deren in den gewöhnlichen

Tauf-

Taufformularen gar nicht gedacht wird, und doch wie manche Waise verdankte ihr Fortkommen in der Welt blos ihrem Pathen!

Auch die Sitte des Besprengens mit Wasser könnte dadurch bedeutend gemacht werden, daß man, sogleich nachdem das Kind aus der Taufe gehoben worden, den Wunsch hinzufügte:

„Wandle dann, o Geweihter des Herrn, in der Zukunft deines Lebens, rein und unbefleckt von Sünden, wie du jetzt mit reinigendem Wasser besprenget worden."

Hätten die Geistlichen die Sorgfalt gehabt, der oft so rohen Menge von Pathen die Bedeutung der sonderbar-scheinenden Tauf-Gebräuche durch ein paar Worte begreiflich zu machen; wie vielen elenden Spöttereien würde der einer göttlichen Religion sehr würdige Gebrauch entgangen seyn!

Nunmehr hefte eines der wichtigsten Geschäffte des Predigeramts, der Religions-Unterricht der Jugend, und der damit verbundene liturgische Actus der Einsegnung unsere Aufmerksamkeit.

Es ist nicht wahr, daß der Religionsunterricht, welcher in den Schulen, und selbst in den höhern Schulanstalten ertheilt wird, zur Begründung eines ächt-religieusen Glaubens und eines festen Moralsinnes hinlangt. Die mancherlei Zerstreuungen des Geistes durch das Studium verschiedener Wissenschaften in den höheren Schulanstalten, die hier herrschende Sitte, Religion blos als Wissenschaft vorzutragen, nicht als Sache des Herzens, die Geistesplumpheit des größten Theils der Lehrer in den kleinern Schulen, — diese und noch manche andere Ursachen machen es unmöglich, daß der Religionsunterricht in den Schulen seinem heilsamen und erhabenen Zweck durchaus entspreche.

Dennoch will ich hiemit keinesweges jeden Religionsunterricht in den höheren Schulanstalten für unzulänglich erklärt haben: ich würde dadurch manchem vortrefflichen und ächt-philosophischen Geist unter den Lehrern derselben unrecht thun, gegen welchen die angeborne und erworbene Geistesplumpheit so mancher Herren Geistlichen gar sehr absticht.

Im Ganzen bleibt es daher eine heilsame Einrichtung, daß Jünglinge und Mädchen im 14, 15, 16ten Lebensjahre etwa, dem Prediger zum eigentlichen Religionsunterricht übergeben werden.

Eben dieses Alter ist die Epoche der vernünftigen Besonnenheit und des beginnenden praktischen Verstandes; ich will sagen, diejenige Periode, wo der junge Weltbürger anfängt, einen bedächtlichen Blick auf die menschliche Lage in der Welt und auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu werfen; wo eigene Erfahrungen in der Familie oder in der Mitte fremder Menschen diesen Blick heften und schärfen; wo das bekannte: „Wer bin ich? Was soll ich einst werden?" für ihn wahres Interesse hat; und wo die Vernunft auch, der Erörterung der von dem Knaben, von dem zarten Mädchen schon gefragten Frage: Woher bin ich? und woher alle Dinge? nachzusinnen, und sich einmal mit sich selbst darüber zu berichtigen, am schicklichsten geeignet ist. Denn eben in diesem Alter finden sich, Jüngling und Mädchen, in jener vortheilhaften Mitte zwischen dem sich entwickelnden und schon

entwickelten Geschlechtstriebe, welcher auf den physisch-reifenden Menschen hindeutet, eine Reife, welcher die Begründung moralisch-religieuser Bildung parallel läuft, deren Vollendung oder volle Reife aber — ein Unendliches ist. Diesseits dieses Alters ist der Mensch gewöhnlich noch zu spielend, zu flatterhaft, zu unbedachtsam für so ernste und in das wirkliche Leben eingreifende Belehrungen; jenseits desselben — ist er schon zu mannigfaltig in die gesellschaftlichen Verhältnisse, oder in die Sorgen, eine Rolle darinn zu spielen, verwickelt, und die gereiftere Selbstständigkeit macht ihn fremden Belehrungen unzugänglicher: — ich habe hier nämlich immer den gewöhnlichen und nicht den ausserordentlichen Geist, mehr den gemeinen Mann, als den Schüler der Wissenschaft, im Auge.

Selbst dies, daß Männer von einem besondern Stande dem Religionsunterricht vorzugsweise gewidmet sind, giebt dem leztern eine vortheilhafte Auszeichnung vor den übrigen Kenntnissen und Fertigkeiten, deren Erlernung sich auf die Schule beschränkt.

Der Geistliche selbst, durch sein Amt, als Volks-

lehrer gewohnt, die Religion insbesondere aus dem Gesichtspunkt ihres praktischen Einflusses darzustellen und zu beobachten, nimmt dadurch auch die Fertigkeit eines katechetisch praktischen Unterrichts in derselben an; und gesetzt es fehlte ihm, (wie es leider vielen fehlt,) jene Wärme, jenes herzerhebende Interesse, jener Enthusiasmus für das Große und Edle der Religion und der Sittenlehre; so würde ihn doch wenigstens ein gewisser — von diesem Enthusiasmus freilich weitabstehender — Amtseifer bei dem Religionsvortrage an die ihm übergebenen Jünglinge und Töchter seiner Gemeine, beleben müssen.

Wenn der Zweck der Katechisazion kein anderer ist, als: der Jugend die reinen Grundsätze moralisch-religieuser Bildung, die Grundsätze des Rechts, der Pflicht und Tugend, einzuflößen, und den natürlichen Sinn dafür zu bevestigen; sie über Vorurtheil und Aberglauben der religieusen und moralischen Gattung zu erheben, sie menschliche Güter und menschliche Leiden nach ihrem wahren Werth schätzen zu lehren, sie über göttliche und menschliche Dinge wenigstens in so weit aufzuklären, daß sie

vor Schwärmerei, wie vor Irreligiosität auf immer bewahrt bleiben: so ist der Jugendunterricht des Predigers ohne Zweifel ein höchst wichtiges und höchst heilbringendes Geschäft: die wahre praktische Aufklärung, — sie, (um mit der Bibel zu reden) das Licht, das wahrhafte Licht, welches alle Menschen erleuchten soll, die in diese Welt kommen, ruht in seiner Hand; er begründet sie in den Gemüthern: die wissenschaftliche Aufklärung ist so häufig nur Luxus: diese practische, moralisch-religieuse ist das unerlaßlichste Bedürfniß des Geistes und des Herzens; ist Bedürfniß — nicht des Gelehrten, nicht des Staatsbürgers, nicht des Geschäftsmanns; sondern — des Menschen.

Moral und Religion sind und bleiben für immer gleichsam der Hauptstamm der unsrer Jugend in den Katechisazionen vorzutragenden Wahrheiten: aber auch jene Licht- und Mutter-Ideen (Idees lumineuses, idees meres, wie der Franzose sich ausdrückt,) von der Naturlehre, Naturgeschichte und menschlichen Kultur-Geschichte greifen tief in diesen Unterricht ein. Denn so ge-

lehrt dies auch auf den ersten Anblick klingen mag; so wird doch selbst der populairste Geist unter meinen Herren Mitbrüdern mir eingestehen, daß die Erörterung der moralischen und religieusen Wahrheiten von selbst ihn zu diesen Ideen hinleitet, und daß er seinen Vortrag wirklich von jeher damit durchwebt hat.

Aus allem diesem geht dann auch zugleich hervor, welch ein Meisterstück ein allgemein-verständlicher, für Kinderseelen und für Lehrer gleich-brauchbarer, — ein vollkommener Katechismus seyn würde: auf dessen Erscheinung man uns doch aber, Gott sey's geklagt, gar zu lange warten läßt.

Eine sehr bestimmte Ahndung von dem, was in der Katechisazion eigentlich geleistet werden muß, konnte wohl selten einem Geistlichen, am wenigsten einem protestantischen, fehlen. Ueberflüssig würd' es indessen seyn, zu sagen, wie weit viele Prediger-Katechisazionen entfernt sind, das zu seyn, was sie seyn sollten: wenn gleich, auch in der schlechtesten, immer noch manches Brauchbare und Gemeinnützige enthalten seyn wird.

Mit Unwillen sag' ich es, daß ich nur noch

vor zwei Jahren in einer der ansehnlichsten lutherischen Kirchen dieser unsrer Königlichen Residenz, bei der öffentlichen Einsegnung, einen der Herren Prediger die Confirmanden so tief und nicht selten so lächerlich-teleologisch, in die Physiko-Theologie eingehen hörte, daß er, im eigentlichsten Wortsinn, nahe dran war, das Daseyn Gottes aus dem Ohren-Schmalz zu beweisen. Derselbe Geistliche stellte, bei der nächsten Einsegnung, mit seinen Confirmanden ein Zeugen-Verhör, zum Beweise für die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu Christi, ganz à la Ditton, an. Einige der aufgeklärteren Mütter der Konfirmanden sprachen mir über das Unzweckmäßige solcher Vorträge, besonders bei der Einsegnung, wo doch wohl interessantere Materien verhandelt werden sollten. Vergebens brachte ich diese Erinnerungen der Mütter, mit aller Bescheidenheit und Behutsamkeit, zur eigenen Kunde des geistlichen Herrn: allein-weise, allein-gelehrt fährt er unausgesetzt fort, so zu katechisiren.

Kleinlich-detaillirte Physiko-Theologie scheint mir überhaupt die katechetische

Manie des Tages bei vielen Predigern und sogar Schulmeistern zu seyn. Mich dünkt, eine gedrängte Uebersicht der allgemeinen Zusammenordnung der Dinge im Weltall, und insbesondre auf dieser Erde, verbunden mit der allgemeinen Darstellung der Zweckmäßigkeit in der Zusammenordnung einer Pflanze, einer Blume, des thierischen oder menschlichen Körpers, langet hin, um den Gemüthern die unendliche Weisheit, Größe und Güte des unendlichen Schöpfers und Vaters der Welten unvergeßlich einzuprägen: jedes kleinere anatomische oder phytologische Detail vergessen sie ja so leicht und so durchaus: dagegen die allgemeine Weltordnung im Großen ihnen täglich vor Augen steht, und jede Jahreszeit ihnen, um mit einem Thomsonschen Ausdruck zu reden, den endlos verschieden-gestalteten Gott, all-schaffend, all-erhaltend, all-verpflegend, — in die Seele mahlt.

Aber da der Glaube — selbst der Läyen — an die eingebildete Gelehrsamkeit so manches geistlichen Herren höchst wankend ist, nicht zu gedenken, daß er durch solche öffentliche Katechisazionen seinen

Mangel an gemeinem Menschen-Verstande unwidersprechlich beurkundet; so will er wenigstens vor seinen 14, 15jährigen Katechumenen als ein außerordentlicher Geist glänzen: O der erbärmlichen Clair-Obscurs von Geistern!

Bücher, wie z. B. das physiko-theologische Religions-Lehrbuch des verdienst- und kenntnißvollen Herrn Predigers Dahlenberg, den gebildetern unter den Katechumenen zur eignen Belehrung anzuempfehlen, halte ich für sehr zweckmäßig: es wird die jungen Geister gewiß zu einer gründlichen Lectüre gewöhnen.

Ich kann mich nicht enthalten, eine Bemerkung noch über Prediger-Katechisazionen herzusetzen, die mir von je her höchst erfreulich war, und die mir immer einer der schönsten Belege für die große Wahrheit seyn wird, daß die Religion dem unverleiteten Geist, dem unverdorbenen Herzen des Menschen eben so natürlich und wesentlich, als begreiflich und annehmlich ist. Immer noch gelang es mir, selbst Jünglingen oder Mädchen von beschränkten Anlagen die einfachen Lehrsätze der Religion und Sittenlehre bis zur kla-

ren Durchschauung beizubringen, und sie so gar mit Interesse dafür zu beleben: und, wenn gleich einigen meiner älteren Herren Mitbrüder zuweilen Ausnahmen für das Gegentheil vorgekommen seyn mögen, so werden doch auch sie hoffentlich mit mir, zur Ehre der Religion und zur Ehre der menschlichen Natur, das Zeugniß ablegen können, daß dem Menschen im Ganzen ein eigenthümlicher Sinn für die moralischen und religieusen Wahrheiten beiwohnt, auf welchen also der Volkslehrer bey Jungen und Erwachsenen mit gleicher Zuversicht bauen kann.

Dem weiblichen Geschlecht ist, so wie überhaupt eine zärtere moralische Empfindlichkeit, also auch insbesondere eine größere Empfänglichkeit für die religiösen Wahrheiten eigenthümlich: Gymnasiasten, mit einer ohne Zweifel geübtern Denkfertigkeit, und durch manche Kenntnisse mehr vorbereitet, sah' ich oft schon, beim religieusen Vortrage, von gebildeten Mädchen übertroffen und die sophistischen Einwürfe der erstern von diesen glücklich widerlegt. Ein berlinischer Gymnasiast, der mir zum Religionsunter=

richt übergeben war, von Natur gewiß feingeistig, durch Stolz und Gewohnheit sophistisch bis zur Naseweisheit, legte mir einst in Gegenwart der andern Katechumenen die Frage vor, (die, wie bekannt, schon von einigen Philosophen aufgeworfen war): „Warum Gott nicht auch weiblichen Geschlechts seyn könnte?" Statt die Widerlegung und Zurücktreibung dieser Spitzfündigkeiten in eigener Person zu übernehmen, wandte ich mich an eines der gebildetern Mädchen, deren natürlichen Scharfsinn ich sonst schon mannigfaltig erprobt hatte: und sie wußte den Sophisten durch Zurückführung der Frage auf die der Vernunft allein mögliche, menschliche Ansicht des in der Religion herrschenden Hauptbegriffs von der Gottheit, als dem vollkommensten und erhabensten aller Wesen, so siegreich und so anschaulich zu widerlegen, daß er sich nicht ohne Schaam überwunden erkennen mußte, und daß ich nöthig fand, den Ueberwundenen durch einige Lobsprüche auf seinen Forschgeist wieder aufzurichten.

Ich führe dieses Beispiel zugleich an, um zu zeigen: welche Grübelköpfe sich uns zu Zeiten bey

dem schlichten Religionsunterricht darbieten? denn übrigens kann es schwerlich Jemanden weniger, als mir, Sitte oder Plan seyn, in dem religieusen Jugendunterricht metaphysische Spitzfündigkeiten zu berücksichtigen.

Die berlinische Kirchenverfassung bringt es mit sich, daß die Prediger der Gemeine zu gleicher Zeit den Sommer hindurch, eine Stunde in der Woche, mit den Kindern der Parochial-Schulen, Katechisazionen halten. Bei der Nikolai-Kirche fällt mir dieses Geschäffte, so wie die Inspektion der sechs Schulen, zu, welches ich für Kinder und Lehrer dieser Gattung höchst gemeinnützig halte und deshalb die Weisheit unserer Vorfahren verehre. Es schmerzt mich in der Seele, es sagen zu müssen, daß in einigen Kirchen, (in mehreren dauren sie unausgesetzt fort) diese Katechisazionen, unter dem Vorwande, daß die Schulhalter die Kinder auf dem Wege aus der Schule bis zur Kirche hin nicht bändigen könnten, abgestellet sind: welch ein Vorwand! Oder sehen wir diese Kinder, welche doch bey dem alltäglichen Herausgehen aus der Schule ohne alle Aufsicht sind, sich einander die Hälse brechen?

Ich klage keinen meiner Herren Mitbrüder an; ich hasse keinen; ich schätze einen großen Theil derselben: und kenne die andern gar nicht: aber ich werde nie meine Pflicht verkennen, zu sagen, was ist.

Nach vollendetem Religionsunterricht, erfolgt die sogenannte Einsegnung, eine christliche Sitte, welche an die Stelle der bey Griechen und Römern und so vielen wilden Völkern gewöhnlichen Jünglingsweihe getreten ist, und die daher offenbar nicht bloß durch die Einrichtungen einer positiven Religion angeordnet, sondern als in einem gewissen Gefühl der menschlichen Natur gegründet, zu betrachten ist.

Und wie wird diese wichtige Feierlichkeit in Berlin begangen? Ich rede hier nicht von der Art, wie sie in allen hiesigen Kirchen begangen wird: — denn ich kenne die Einrichtungen in jeder Kirche nicht. Ich rede nur von denen, die mir bekannt sind, und in welchen ich eine andere Einrichtung in Hinsicht auf diesen Punkt wünsche. Hier ist also eine treue Beschreibung dessen, was geschieht.

Auf einen der gewöhnlichen Werktage in der Woche, Ostern oder Michaeli, ist die sogenannte Vostellung oder die eigentliche Prüfung der Einzusegnenden in den erlangten Religionskenntnissen, angesetzt. Auf denselben Tag der nächsten Woche fällt die eigentliche Einsegnung.

Mit der Vorstellung hat es folgende Bewandniß.

Erst wird ein Morgenlied, dann ein Textlied gesungen: einer der Herren Prediger besteigt die Kanzel und hält eine Predigt: nach derselben wird wiederum ein Lied gesungen: dann werden die Confirmanden nach der Reihe von den Predigern gefragt, eine Ermahnung beschließt die Prüfung: einige Liederverse den ganzen Akt. So weit — nichts unzweckmäßiges: aber hier sind einige Neben-Bemerkungen.

Aus welcherlei Art von Zuhörern besteht, bei diesem Aktus, die christliche Versammlung? Aus einigen Müttern, Vätern, Geschwistern oder Verwandten der Konfirmanden, deren viele jedoch, oft die meisten, nicht in hiesiger Residenz wohnen; und deren Anzahl daher auch, wegen der in den Hauptgemeinen Berlins meistentheils

sehr beschränkten Anzahl der Konfirmanden, sehr gering ist. Der übrige Theil der Zuhörer, wenn man sie so nennen will, besteht aus zusammengelaufenen alten Weibern und Köchinnen von der Straße und vom Markt, welche unaufhörlich kommen und gehen, vermischt mit unartigen Schul-Buben, die heute den Vormittag die Schule vorbey gehen: nebenher auch — hier, dort — ein altes ächt-christliches Mitglied der Gemeine. Das sind die Leute, vor denen die wichtige Prüfung veranstaltet wird!

Noch eins! Es ist sehr zufällig, daß an diesem Tage die Orgel gespielt wird: denn der Organist der Kirche ist keinesweges durch sein Amt verpflichtet, dies zu thun. Da wünschte ich dann, daß andre, so wie ich's zu Zeiten leider seyn muß, Zeugen wären von dem erbärmlichen Absingen der vorgeschriebenen Lieder: indem die jungen Leute, nach der herrschenden Läßigkeit der Schulhalter, im Singen wenig oder gar nicht mehr geübt werden: und daher einem Theil der Konfirmanden selbst die bekanntesten Melodien unbekannt sind.

Bey der eigentlichen Einsegnung in der folgen-

den

den Woche — dieselbe Form, dieselbe, vielleicht noch einige mehrere Zuhörer, dasselbe Geplärre von Gesang.

Bei dieser andern Hälfte des Actus findet in einer der berlinisch-lutherischen Kirche noch folgende Merkwürdigkeit statt: Dem vierten Geistlichen ist es nicht Sitte, die ihm anvertrauten Confirmanden einzusegnen, d. h. mit eignem Munde, durch versiegelnde Handauflegung, ihnen den Segen zu ertheilen. Die Eltern der auf diese Art eingesegneten Kinder erklären deshalb ihre Unzufriedenheit gegen den Prediger, dem sie ihre Kinder zur Einsegnung anvertraut hatten, und der sie nun nicht einsegnet. Der angeschuldigte spricht mit dem Probst der Kirche über die schändliche Sitte; der Probst erinnert ihn, daß diese Sitte seit 80 Jahren geherrscht!! — „Das heißt also, versetzt der bezeichnete Geistliche, seit 80 Jahren das Recht erhalten hat, noch andre 80 Jahre fortzudauern." Der Probst erinnert den Prediger ferner: daß der Altar zu klein sey, und daß mehrere Geistliche auf demselben nicht Raum haben!! Der Prediger, zwischen Aerger und Lachen

in einer sonderbaren Mitte, ruft mit verstärkter Stimme dem Probst entgegen: „Ey nun! so lasset eine Hitsche an den Altar setzen: oder dünkt euch die Erfüllung einer wichtigen Amtspflicht nicht einer Hitsche werth?" Dies Gespräch zwischen Probst und Prediger fiel vor zwei Jahren in Berlin vor: und die schändliche Sitte ist — unabgestellt!!

Was urtheilen meine Herren Brüder außer Berlin über diese Gespräche? und über diese Sitte? und über die Fortdauer dieser Sitte?

Oft geschieh'ts auch in derselben Kirche, daß der dritte oder vierte Prediger ausgeschlossen wird — selbst von der Prüfung der Konfirmanden: nicht einmal die von ihnen selbst unterrichteten Kinder öffentlich zu prüfen ist ihnen erlaubt.

Der bezeichnete Geistliche hat seit den acht Jahren, wo er diesen offenbaren Beeinträchtigungen seiner Rechte mit Gleichmuth zusahe, durch dies und manches andre Proben gegeben, daß er von jeder Art erbärmlichen Ehrgeitzes entfernt ist: die Unzufriedenheit der Eltern seiner Konfirmanden allein weckte ihn aus dem Schlummer. Denn schwerlich kann ein anderer jenem kleinlichen Ehrgeitz der

geistlichen Herren weniger fröhneu, als er: er verachtet solche kleinliche Subjekte und Objekte zugleich.

Das Kahle, Kalte, geist- und interesselose dieser Art der Einsegnung ist ein so allgemeiner Gegenstand des Aergernisses und der Unzufriedenheit der Berlinischen Layen; daß ein berüchtigter hiesiger Journalist, der unlängst verstorbene Kriegsrath Cranz, ein Mensch nicht ohne Talent, und immer bereit, für Geld irgend einer Parthey mit seiner Feder zu fröhnen, der Gelegenheit wahrnahm, und in einem seiner mit öffentlicher Censur erscheinenden Blätter diese verächtliche Interesselosigkeit des liturgischen Actus vor die Ohren des Publikums brachte. Man fühlte sich getroffen: und das Blatt des Journalisten hatte wenigstens Eine gute Folge, daß eine andere elende Sitte, die bis dahin in der angedeuteten Kirche bey der Einsegnung herrschte, und die ich, absichtlich, vorhin unerwehnt ließ, seitdem abgestellt wurde. Diese bestand darin, daß sowohl die Predigt vor der Prüfung, als auch die vor der eigentlichen Einsegnung, von einem Candidaten gehalten ward, die

dann, wie von eigentlichen Candidaten leicht zu erwarten, gewöhnlich ohne die entfernteste Beziehung auf den Actus war.

Diese heilsame, liturgische Schaam prägte uns das Blatt des Journalisten ein! Hätte er doch auch einige andere Mißbräuche gerügt: wahrscheinlich ärgerten sie den patriotischen Berliner nicht mehr.

Die Geschichte des erzählten Vorganges ist durch die benannten Blätter öffentlich beurkundet.

Einige geistliche Herren finden den Actus der Einsegnung, so wie er in unsern Kirchen nun gehalten wird, höchst erbaulich. Denn, sagen sie: ächte Religiosität besteht im Geist und in der Wahrheit: warum zerstreuende Feierlichkeit damit verbinden?

Ich wundere mich in der That, daß die Herren, statt sich mit der unnöthigen Mühe zu belasten, eine Predigt von der Kanzel herzusagen, sich nicht begnügen, still und stumm in ihrem Herzen ein Gebet zu beten, oder wenigstens sich zu stellen, als wenn sie ein Gebet beteten. Die Gemeine würde sich an dieser ächten, stillen, geräuschlosen

Religiosität ihres stummen Hirten eben so wohl erbauen, als an jenem kahlen, kalten, geist- und interesselosen Einsegnungsactus!!

Aber die Gemeine, wir haben's aus den lauten Aeusserungen derselben gesehen, denkt nun einmal nicht, wie diese geistliche Herren: sie dringt auf mehr Feierlichkeit. Ob sie Recht hat?

Gesetzt nun, es wäre die Pflicht der Prediger (und es geht eine gewisse alte Sage in der Geschichte des Christenthums umher, daß es die Pflicht der Prediger sey) den Wünschen der Gemeine in Dingen dieser Art entgegen zu kommen: wie wäre in den Actus mehr Feierlichkeit zu bringen?

Der Actus der Einsegung ist die feierliche Weihe der zur Religion und Sittlichkeit gebildeten Jünglinge und Töchter an die Gottheit und an die Gemeine, oder überhaupt an die menschliche Gesellschaft, in welche sie aufgenommen werden.

Eben bey diesem Actus also hat der Volkslehrer, wie niemals, Gelegenheit, den jungen Weltbürgern die große Wahrheit einzuschärfen, daß sie, um mit Cicero und Plato zu reden, nicht bloß für sich, ondern auch für ihre Eltern, Verwaudten, für

das Vaterland, für die menschliche Gesellschaft geboren sind; daß, wie der Apostel Paulus sich ausdrückt, keiner unter uns sich selber lebt. Tand, Spiel, eitle Vergnügungssucht verzeiht man den Kindern: Ernst, Arbeitsamkeit, Streben nach Gemeinnützigkeit fordert man von den Erwachsenen: bis dahin wurden sie gewöhnlich von andern geführt: jezt beginnen sie sich selbst zu leiten; und die Rechenschaft von ihren Handlungen fällt auf sie selbst zurück. Alle ihre moralische und religiöse Bildung war bisher immer Lehre, Vorschrift, Grundsatz: nun muß sie That werden. Sie werden öffentlich Gott, der Tugend, der Gesellschaft gewidmet.

Wahrheiten dieser Art — wie können sie der Jugend eindrücklicher gesagt, anschaulicher dargestellt, feyerlicher eingeschärft werden, als vor einer großen Versammlung, dieser sichtlichen Repräsentantin der menschlichen Gesellschaft, in welche sie nun hereintritt. Und liegt denn in diesen Ermahnungen an die Jugend selbst nicht reichhaltiger Stoff für die Erwachsenen, sich selbst zu ermahnen? ihre eigene Stelle in der menschlichen Gesellschaft zu beherzi-

gen? ihr Leben zu prüfen, als Gott, der Tugend und der Gesellschaft geweiht? sich mit Dank an Gott zu erinnern der schönen, oder auch mit Wehmuth der mühsameren Tage, wo sie einst so vor der Gemeine standen?

Worauf deute ich mit allem Gesagten hin?

Wählet künftig den Sonntag, wenn nicht für die Prüfung, wenigstens für den eigentlichen Actus der Einsegnung. Dünkt euch die Vormittagspredigt (sonst auch, sonderbar genug, genannt die rechte Predigt) dafür zu heilig: nun! so wählt den Nachmittag.

Oder sind euch die Nachmittagspredigten noch nicht unbesucht genug? Oder wollet ihr nicht wenigstens ein paarmal im Jahr die Banken, die ihr sonst immer leer sehet, mit Zuhörern angefüllt sehen? Soll, wie es in vielen der ansehnlichsten Kirchen unsrer Königlichen Residenz wirklich der Fall ist, die ganze jährige Sammlung des Klingbeutels, welche den Wittwen bestimmt ist, nicht mehr als — zwei Thaler *) betragen?

*) Der Verfasser, (dem durch sein Amt nie eine Nachmittagspredigt zufällt), hat zwei Jahre hin-

An den äußersten Enden der Stadt, aber keinesweges in der Mitte Berlins, hättet ihr ein zu großes Menschengedränge zu fürchten. Daher es auch in den Vorstädten besonders, wo immer viele Konfirmanden und viele Zuhörer bey der Konfirmazion sind, bey der Werktagsfeier bleiben mag. Doch selbst bey einem großen Gedränge, wir sehen's ja bey vielen andern Gelegenheiten, kann immer noch Stille und Aufmerksamkeit erhalten werden.

Meine Meinung wäre: die Prüfung der Confirmanden würde an einem Sonntags-Nachmittage gehalten; die Einsegnung an dem nächstfolgenden. Bey der Prüfung müßte dann aber die sorgfältigste Auswahl der zu verhandelnden Materie beobachtet, müßten nur solche Fragen vorgelegt werden, deren Beantwortung das vollständige Glaubensbekenntniß eines der Gottheit und der Sittlichkeit gewidmeten Menschen enthält.

Da, wie ich schon oben bemerkt habe, in unse-

durch die Rechnung über die Klingbeutel-Einnahme nebst der Wittwenkasse geführt.

der Liedersammlung kein einziges auf den wichtigen Actus eigentlich verfertigtes Lied enthalten ist; so schlage ich zu diesem Gebrauch diejenigen Gesänge vor, welche der verdienstvolle Herr Prediger Wolf, zu diesem Zweck, bey Maurer herausgegeben. Die Wechselgesänge zwischen der Gemeine und den Confirmanden würden von einem großen, in den Kirchen Berlins nie empfundenen, Effect seyn.

Auf die Communionfeyer wird, wie ich's leider wahrnehme, bey der Einsegnung nicht die geringste Rücksicht genommen: und der allergrößte Theil unserer Eingesegneten begeht, weder jetzt, noch jemals in seinem Leben, die fromme Christenfeyer: und doch wäre sie, wie jeder von selbst sieht, mit der Einsegnung sehr schicklich zu verbinden: entweder an dem Sonntage der Einsegnung selbst, oder an dem nächstfolgenden.

Eine solche Feyer des Einsegnungsactus würde dann das Jugendfest seyn, welches ich in Vorschlag brachte.

Bei gelegentlicher Erwehnung der immer mehr verfallenden nachmittäglichen Gottesverehrung finde ich folgende Anmerkung nothwendig.

Die Vernachläßigung der sonntäglichen Nachmittagspredigten durch die Herren Prediger selbst — indem in den Kirchen alsdann gewöhnlich Candidaten predigen — hat die Aufmerksamkeit des Berliner-Publikums so einzig angezogen, daß in zweyen der hiesigen Ressourcen (der Verfasser dieser Schrift ist kein Mitglied von irgend einer Ressource) die Sitte herrschte, (wenigstens eine Zeitlang herrschte: denn jede Art von Vergnügen altert leicht), das in dem Intelligenzblatt abgedruckte Verzeichniß der Predigenden jeden Sonnabend auf den Tisch zu legen, und mit dem Bleistift anzuzeichnen: wie viele der geistlichen Herren diesmal wieder nicht selbst predigten? Die feineren und gröberen Spöttereien über den geistlichen Stand, und über die demselben von so vielen Geschäftsleuten mit Recht beneidete Muße, welche überdem von einigen Herren unseres Standes so schändlich zur Schau getragen wird, — wird der Leser sich selbst denken.

Man kennt die Hindernisse, welche selbst den treufleißigsten Prediger zuweilen zwingen, sich des Predigens zu enthalten, welches besonders einem

kränklichen Körper gewöhnlich höchst angreifend ist. Aber der gesundere Geistliche sollte es doch billiger Weise beherzigen, daß, wenn er die Nachmittagspredigten deswegen vernachlässiget, weil so wenige Zuhörer da sind, gegenseitig auch wieder deswegen nur wenige Zuhörer da sind, weil er die Nachmittagspredigten vernachläßiget.

Jedem Kandidaten fehlt es, auch wenn seine Predigt zuweilen ausgearbeiteter seyn mag, als die des Predigers, immer doch an jener Zuversichtlichkeit und Andringlichkeit, welche den eigentlichen Prediger-Vortrag charakterisirt, und wofür das Volk ein dunkles, aber sehr lebendiges Gefühl hat. Eben darin liegt die Ursache, daß eine Kandidaten-Predigt für den gemeinen Mann selten so erbaulich ist, als die des bestallten Predigers der Gemeine: von dem Prediger glaubt er, daß er — wenigstens aus Amtspflicht — zu ihm rede: die Predigt des Kandidaten hält er, (wie sie's auch gewöhnlich ist) nur für ein Uebungsstück.

Ich kenne einen Geistlichen, der, wie er sich selbst ausdrückt, blos, um sich auch andern Gemeinen zu

zeigen! seine pflichtmäßige Nachmittagspredigten den Candidaten überläßt, und sich den Predigern anderer Gemeinen zum Gebrauch anbietet. Die ihm eigenthümliche Phrase, sich der Gemeine zeigen, characterisirt, glaube ich, die volle Geistesgröße des Mannes, eine Größe, vor welcher Gott uns Uebrige bewahren, und unter seinem heiligen Schuz klein erhalten wolle.

Der vielbeschäftigte Probst Zöllner, den die Natur nicht eben mit der stärksten körperlichen Constitution ausrüstete, geht uns allen, in Hinsicht auf ununterbrochen fleißiges Predigen, mit dem nachahmungswürdigsten Beispiel vor.

Ueber unsre Trauungen finde ich nichts wesentliches zu erinnern: denn wenn gleich der Aktus, in der Kirche gefeyert, für die Sinnlichkeit des gemeinen Mannes mehr eindringliches haben dürfte; so kann die Zutraulichkeit, welche nun bey den Haustrauungen statt findet, in dem Hause, welches er künftig bewohnt, oder in dem Zimmer, wo er als Familienvater mit Weib und Kind leben wird, jenen Eindruck der öffentlichen Feyerlichkeit gar wohl ersetzen.

Einige der jüngeren Herren Geistlichen machen sich die Trauredeu doch gar zu leicht! Eine von mir sehr geschäzte und vorzüglich-gebildete Frau, ward von einem Feldprediger folgendermaßen getraut: Der Mann trat vor Braut und Bräutigam hin, sagte zu beyden mit einer höflichen Verbeugung, „daß er sie beyde als Leute kenne, die ihre Pflicht wüßten: er finde es also nicht nöthig, sie ihnen zu sagen: deswegen erkläre er dann hiermit öffentlich ihrer beyder eheliches Verbündniß." Der ganze Akt dauerte anderthalb Minuten. Die Gäste tranken bey der Mahlzeit unter muntern Scherzen auf die leichtfüßige Gewandheit des Herrn Feldpredigers: und nannten seine Abbreviatur von Traureden einen — Gedankenstrich an die Brautkammer. Der geistliche Trauredner glühte — nicht blos vom Weine.

Ich selbst wohnte vor etwa drey Jahren einer Trauung bey, wo der Geistliche (er ist nun schon da, wo man, nach Christi Ausdruck, nicht mehr freyt und nicht mehr sich freyen läßt) unter andern Musenallmanachs-Phrasen, auch folgende hören ließ: „Blumen müssen hinfort unter jedem Tritte

der Braut sprießen, und die Grazien sie auf jedem ihrer Schritte begleiten."

Der Prediger tritt ja bey dem Trauungsact nicht als tändelnder Hochzeitsgast auf: man thut den Hochzeitsgästen sehr unrecht, wenn man sie, in der Maße, für leichtsinnige Menschen hält. Der größte Theil erwartet, indem nun der Prediger auftritt, einige wichtige Wahrheiten des praktischen Lebens zu hören, die, auch wenn sie ihm bekannt sind, durch die bloße Erinnerung und durch das gegenwärtige Beziehungsvolle, etwas eindringliches und rührendes haben. Zu Zeiten können wir, ohne daß wir's selbst ahnden, mitten unter den Allgemeinheiten, die wir sagen, einiges tief-treffende, und auf das vor uns stehende Paar unmittelbar-anwendliche sagen.

Vor ungefähr neun Jahren ward ich zu einer Trauung unter den sogenannten Linden in einem Keller gerufen. Ich finde die Braut, in der Mitte ermahnender Verwandten und Hochzeitsgäste, weinend und schluchzend: ich winke einen der beystehenden zu mir heran, und erfahre, (was ich schon ahndete,) daß die Braut über ihr bevorstehen

des Schicksal, mit einem alten krüpplichten Mann auf immer zusammenleben zu müssen, untröstlich ist: Wehmüth und Mitleid erfüllen meine Seele, über ein solches Eheband den Segen sprechen zu sollen. Nun kömmt der Bräutigam selbst: und sein Anblick, verglichen mit dem zarten, weichmüthigen Geschöpfe von Braut, erschüttert mich tief. Ich fange meine Rede an. Die Braut zwingt sich, und nur stummes, thränenloses Schluchzen verräth die zurückgedrängte Empfindung. Mein Mitgefühl lenkt meine Zunge auf das hier ohne Zweifel treffendste Thema: ich verbreite mich insbesondere darüber, daß Ehen, zwischen zwey jungen unbesonnenen Leuten geschlossen, oft sehr unglücklich ausfielen; daß innige Freundschaft, herzliche Theilnahme und Pflege, nach allem doch das wesentliche jeder guten Ehe sind; daß die Erfahrenheit des älteren Theils die Unerfahrenheit des jüngeren sehr heilsam leiten könne; daß man nicht wenige Beyspiele von glücklichen Ehen, auch zwischen Paaren von sehr verschiedenem Alter habe. Die durchaus unvorbereitete, durch die Begeisterung des Augenblicks eingegebene Rede, dauerte über die ge-

wöhnliche Länge, welches aber, zur Beruhigung der Braut, sehr vortheilhaft war. Denn als ich ihr nun das verhängnißvolle Ja, selbst noch zweifelnd, abfoderte; sprach sie, statt des gewöhnlichen einsylbigen Ja, wie mit begeisterter Entschlossenheit: „Ja! nun will ich! nun will ich!" Und alle Gesichter der Umstehenden erheiterten sich.

Nach geendeter Traurede trat der Vater der Braut zu mir, und versicherte mich seiner herzlichsten Dankbarkeit. Die Gründe, welche er mir, wegen Verheirathung seiner Tochter gerade an diesen Mann vorhielte, konnte ich freylich nicht ganz tadeln, und nicht ganz loben: und ich fügte daher nur die Erinnerung hinzu, keine seiner andern Töchter in eine solche Nothwendigkeit zu setzen. Ich erfuhr von ihm nach einem halben Jahre, daß die junge Frau sich sehr gefaßt und zufrieden befände, und ein paar Ausdrücke meiner Traurede sich zu einer Art von Sinnspruch gemacht hätte. Sie ward, drey Jahre darauf, glücklicher verheirathet, und ich traute sie, diesmal, mit leichterem, mit frohem Herzen.

Durch diesen Vorfall bin ich thatsächlich über-

zeugt

zeugt worden, was wir Geistliche vielleicht nicht oft genug beherzigen können, daß, besonders bey jenen Kindern einfältiger Natur in den geringern Volksklassen, zweckmäßige Traureden nicht immer ohne Wirkung sind; daß überhaupt Traureden noch etwas mehr als ein complimentarisches Wort an das neue Ehepaar seyn können und seyn müssen: und daß wir nur durch diese thatsächliche Beherzigung dem Trauungsact wahre Würde, Festlichkeit, und sogar ächt-christliche Erbauung (das Wort wird die Herren von der allerneuesten Prediger-Façon doch nicht aneckeln?) geben können.

Ob es nicht meine Pflicht gewesen wäre, jenen Trauungsact unter den berührten Umständen zu verschieben? Oder auch vielleicht den Vater der Braut von einer solchen Verheirathung seiner Tochter durchaus abzumahnen? Es schien mir selbst auf einige Augenblicke Pflicht zu seyn. Aber welches Aufsehen hätte es erregt, daß der Mann, den man zur Trauung gerufen hatte, die Trauung selbst zerstörte, und ein Paar trennte? Allen andern Forderungen, welche eine Trauung erlaubt machen,

war ja Genüge geschehen: die Braut schien — zwar gezwungen — aber doch — zu wollen: und weniger aus Widerwillen, als aus tiefer Wehmuth, zu weinen: mindestens erklärte sie sich nicht durch wörtliche Aeußerungen. Alles zusammen genommen, schienen also die Verwandten, schien die Obrigkeit selbst, den Trauungsact von mir fordern zu können. Diese mannigfaltigen Ideen liefen mir, während der kurzen Zeit vor der Ankunft des Bräutigams, durch den Kopf: — ich traute, und traute, wie man sieht, nicht unglücklich.

Mit Anspielungen auf gewisse nähere Umstände der Braut und des Bräutigams, oder auf Familienverhältnisse überhaupt, muß man, glaube ich, im höchsten Grade behutsam seyn: wenn wir nicht anders den unmittelbaren Auftrag erhalten, sie in unsre Rede einzuflechten, welches letztere zuweilen der Fall ist, und alsdann auch den Eindruck der Rede gewiß treffender macht: im entgegengesetzten Fall kann das Wohlgemeinteste sehr übel gedeutet werden: wovon einer meiner geistlichen Herren Mitbrüder einst ein schrecklich-warnendes Beyspiel erlebte, wovor jeden Trauredner

ner sein besseres Geschick bewahren wolle. Gewähltere Allgemeinheiten sind in jeder Traurede offenbar das Beste und Sicherste.

Dagegen sind auch die Layen in ihren Foderungen an die Geistlichen oft höchst unbillig. Ein hiesiger — —Rath, ein sonst guter und aufgeklärter Mann, der seiner vielseitigen Amts- und anderer Verbindungen wegen, alle Monate wenigstens zweymal einem Hochzeitsfest beywohnt, klagte es mir, als einen Zug pastoralischer Amtsvernachlässigung, daß er einen hiesigen Prediger, (der es wohl seit vierzig Jahren schon seyn mag,) schon sechszehn mal eine und dieselbe Traurede hersagen gehört. Was diese Leute doch wohl für einen Begriff von der Unerschöpflichkeit alltäglicher Materien haben mögen! unterdeß sie — ihre Protokolle, Berichte, Registraturen ꝛc. ewig nach derselben Form abfassen.

Die Unterlassung der Todtenfeyer kann in Tagen alles überglänzender Aufklärung, wo man über dem Leben keine Zeit hat, des Todes eingedenk zu seyn; in Tagen, wo so viele Verstorbene,

durch Verschwendung und Schuldenmachen, den hinterbleibenden Lebenden das Leben selbst grausam erschweren: in Tagen, wo der Erbe sehr häufig die vollen Kasten des Verstorbenen nicht früh genug öffnen kann, um die darin enthaltenen Schätze, die er schon seit langer Zeit in ausgestellten Wechseln an seine Gläubiger verpfändet hat, zu heben; in Tagen endlich, wo fast jeder den Wahlspruch jenes Kaisers hat: suus sibi quisque hae res optimus; ein jeder ist sich selbst der beste Erbe: — in solchen Tagen, sage ich, kann man die Unterlassung der Todtenfeyer wohl nicht anders, als sehr natürlich finden.

In vielen andern Rücksichten ist diese Unterlassung sogar lobenswürdig, und kann als Folge der vorschreitenden Aufklärung angesehen werden.

Eben in solchen Tagen aber wäre die Einführung „eines Festes der Verstorbenen" um so heilsamer; wobey die immer- zerstreuten Seele Gelegenheit haben würden, so manches guten Menschen, welchen der Tod ihnen entriß, so mancher Tugend, wovon er ihnen ein Beyspiel hinterließ, so manches warnenden Wortes, welches er ih-

nen sagte, und vor allen — auch ihres eigenen Todes, in stiller Betrachtung eingedenk zu seyn.

Zum Schluß dieses liturgischen Abschnitts nun noch eine allgemeine Bemerknng über das Verhältniß der katholischen Liturgie zu der protestantischen.

„Ihre Herren Geistlichen wissen ja nichts anders als Predigen und Predigen und immer Predigen:"

sagte zu mir eine wohlunterrichtete katholische Dame aus Würzburg, mit welcher ich die Reise von Regensburg nach Wien, die Donau hinunter, machte. Sie hatte Recht: denn sie drückte dadurch den wesentlichen Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Liturgie aus: welcher allerdings darin besteht, daß die protestantischen Geistlichen nur durch Predigen, die Katholischen dagegen durch mancherley andre Dinge, z. B. durch Verbeugungen und Knien, durch Küssen des sogenannten Hochwürdigen, durch Vorkehren und Abkehren des Gesichts, durch Räuchern nnd Klingeln ꝛc. ihre Gemeinen zu erbauen wissen.

Ich habe es mir zu Zeiten auf meinen einsamen Spaziergängen zum Gegenstande der Betrachtung gemacht, ob nicht einige hoch-bedeutungsvolle, und doch zugleich sinnlich-anschaubare, aber, was vielleicht das schwierigste ist, ungekünstelte Symbole zur Darstellung der heiligen Lehrsätze der Religion, ausgefunden werden könnten? von welchen man dann, vorzüglich an hohen Festtagen, zweckmäßigen Gebrauch machen würde. Ohne Wirkung aufs Volk und selbst auch auf den aufgeklärtern Theil, würden dergleichen Symbole gewiß nicht bleiben. Denn man erwäge nur, wie tiefen Eindruck die bedeutungsvolle Einfalt des herrnhutischen Gottesdienstes, und eben so der Katholische, grade durch dies Symbolische, von jeher auf sehr erleuchtete Geister gemacht haben?

Durch solche Symbole wird der Geist, wie mit einer ungeheuren Schwungkraft, den über alles erhabenen, überschwänglichen, unsichtbaren Gegenständen näher gerückt: sie kommen ihm, er ihnen entgegen: sie hören, für einige Augenblicke auf, unsichtbar zu seyn: er schaut an, was er sonst nur

glaubte. Die selige Illusion erschüttert für jetzt sein Gemüth mit heilsamer Rührung, und macht es für die Zukunft des lebendigen Gedankens an die vorgestellte Wahrheit empfänglicher. Solche Symbole sind für die religieuse Darstellung das, was, in der dichterischen, die von dem alten Kritiker Longin sogenannten φαντασιαι sind: z. B. Homers Bild von dem niederfahrenden, schrecklich zürnenden Apollo, Miltons personificirte Sünde und Tod, Klopstocks Abbadona. Die hohe Wirksamkeit dieser φαντασιαι ist von den Aesthetikern allgemein anerkannt, und gehört zu dem höchsten Pathetischen. Es käme also nur auf die Schicklichkeit, Unkünstlichkeit und Neuheit jener religieusen Symbole an, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Doch entsinne ich mich aus einer so großen Menge gottesdienstlicher Gebrauche der Nazionen keines einzigen Symbols von diesem Charakter: zweifle aber nicht, daß nicht einige darunter aufgefunden werden könnten. Das Mittelalter entwickelte eine gewaltige Stärke in der Symbolik, wenigstens in einem viel größeren Maaße, als selbst das griechische und römische Alterthum: ich

wünschte, daß irgend ein junger, gelehrter Theologe auf die Symbolik des Mittelalters besonders sein Augenmerk richtete.

Einen göttlich-ungeheuren Moment nenn ich's, (man verzeihe mir den kühnen Ausdruck) einen göttlich-ungeheuren Moment, wenn in der Katholischen Kirche nun das Hochwürdige in der Monstranz von dem Priester erhoben und dem Volk zur Anbetung dargestellt wird. Das heilige Drey, die Gottheit in eigener Person, Erlösung, Heiligung, ewiges Leben, die Schrecken und die Freuden der Ewigkeit, — alles schaut der gläubige Katholik in diesem einen großen Moment: sein Körper, sein Geist sind nicht mehr auf der Erde; sie sind mit Gott! so wie Gott mit ihm.

Welcher protestantische Geistliche? Welcher Spalding? Welcher Reinhard? mag sich rühmen, durch die ausgearbeitetste seiner Moral-Predigten diese lebendige Anschauung des Unsichtbaren, diese Vergegenwärtigung dessen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, in irgend einem Gemüth seiner Zuhörer hervorgebracht zu haben!

Als ich während meinem Aufenthalt in Wien mich an einem Sonntags-Vormittage in die Kaiserliche Hoch-Kirche, (die des St. Stephan) begeben hatte; und hier nun bey der Aufhebung der Monstranz eine dichtgedrängte Menschen-Menge von tausenden um mich her andächtig niederstürzte; da sank ich unwillkührlich, gleich dem Gläubigsten von dieser Confession, Thränen im Aug, unwiderstehliche Rührung im Herzen, auf die Knie, und betete: O Ewiger! nur einmal so dich anschauen — eine Welt von traurenden Gerechten müßte dadurch himmlisch erquickt, eine Welt von Sündern bekehrt werden!

Welche Gewalt der Symbole selbst über erleuchtete Geister!

Man muß es gestehn: Die Katholische Liturgie ist mehr, als jeder andere Priesterdienst, auf die Sinnlichkeit der Menge berechnet: auch gilt dem Katholiken die Beiwohnung einer Messe mehr, als die Anhörung von zehn Predigten: so einzig hängt er an der Anschaulichkeit des Unsichtbaren.

Unterdessen gestehe ich aufrichtig: daß eine sol-

che Anschaulichkeit des Unsichtbaren, und könnte sie auch durch viel zweckmäßigere Symbole hervorgebracht werden, der intellectuellen und moralischen Natur des Menschen nicht angemessen ist. Am Ende ist es doch immer nur eine Anschauung für die betäubten Sinne: der Verstand kehrt gar bald zurück zu dem Gedanken an die Ueberschwenglichkeit des Göttlichen: und — was vor andern zu beherzigen ist — dem moralischen Theil unseres Selbst werden Furcht und Hoffnung einer andern Welt und von dem Thron der Gottheit her, zu nahe, zu unwiderstehlich nahe gebracht, als daß sie nicht für die reine Moralität drückend würden. Daher auch ein solcher sinnlicher Gottesdienst die die menschlichen Geister, statt zu läutern, zu veredeln, nur materialisirt, sie in den Schlamm sinnlicher Denk- und Handlungsweise, um mit einem platonischen Gleichniß zu reden, immer tiefer hinabdrückt.

Besser ist es daher: die Menschheit verharre in jenem wohlthätigen Helldunkel der Erkenntniß göttlicher und ewiger

Dinge, in welches wir hienieden nun einmal versetzet sind von Ihm, der allein weise ist, und aus welchem wir uns durch überspannte Gefühle mit dem Schwärmer, und durch heilige Symbole mit dem Priester, wie durch dialektische Vernunftschlüsse mit den Philosophen, vergebens, auf immer vergebens, herauszureißen streben.

Doch will ich dies keinesweges in der Absicht gesagt haben, um das Nachdenken geistvoller Köpfe von der Aussinnung oder Entdeckung zweckmäßiger Symbole für den religieusen Ritus abzukehren.

Denn ich will jenen Satz nicht sowohl auf die öffentliche Gottesverehrung, als auf den gegenwärtigen Grad unserer Erkenntniß von göttlichen Dingen angewendet haben. Etwas mehr Sinnlichkeit in der Form des Aeußerlichen der protestantischen Gottesverehrung würde gewiß auch den Eindruck auf das Innere nur verstärken. Und hier scheint es mir, daß wir theils den Herrnhutern, theils den Katholiken manches ablernen könnten. Ich finde unter meinen Papieren den Versuch zur Auswahl

solcher Gebräuche aus dem Kultus beider Religionsverwandten. Allein ehe man Vorschläge der Art wagen kann, müssen erst viel wesentlichere Gebrechen unserer Liturgie abgestellt werden: vitium fugere prima virtus est. Auch würde in dem hocherleuchteten!! Berlin der geringste Verdacht von Anhänglichkeit für Herrnhutianismus oder Katholizismus, selbst nur in Hinsicht auf einige äußerliche Formen, einen protestantischen Geistlichen mit dem Vorwurf des Obscurantismus brandmarken, den ich mir, bei einem gewissen Theil geistloser Geistlichkeit, durch mein Werk über Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit der Religion, beinahe schon zugezogen habe. Nein! so ganz soll mir, um mit einem Homerischen Ausdruck zu reden, Zevs nicht alle Sinne rauben, daß ich in dem ungeheuren Lichtkreise Berlinischer Aufklärung, gleich einem Miltonschen Satan im Himmel, mich als den einzigen Finsterling und Verfinsterer darstellte! Mögen also jene liturgische Vorschläge noch über Horazens neun Autorjahre hinaus, mögen sie auf immer — in meinem Pulte verschlossen bleiben.

Wenn der Katholik sich mehr durch die Liturgie, als an der Predigt, erbaut: so ist der Protestant gegen Liturgie zu gleichgültig. Diese größere Gleichgültigkeit geht allerdings aus dem Wesen des Protestantismus hervor; aber dieser Grad von Geringschätzung gegen die Liturgie hat seinen Grund wohl einzig in der gegenwärtigen erbärmlichen Beschaffenheit derselben. Sehen wir denn nicht den gebildeten Theil unserer Zuhörer immer erst mit den letzten Versen des Liedes vor der Predigt in die Kirche hereintreten? Offenbar betrachtet er die Liturgie als den eigentlichen Frohn des religieusen Cultus. Ob er Recht hat?

Aus dem so ganz verschiedenen Werth, welchen der Katholik nnd der Protestant auf die Liturgie setzen, ergiebt sich zugleich eine wesentliche Verschiedenhet beider Religionsverwandten in Hinsicht auf die Schätzung der Geistlichen, als solcher! Dem Katholiken bleibt der Geistliche, auch wenn er ihn als einen Menschen ohne Talent und ohne Sitten anerkennt, wenigstens als nothwendiges Werkzeug zur Verrichtung

der gottesdienstlichen Gebräuche seiner Kirche gewissermaßen ehrwürdig; dem Protestanten muß der Geistliche entweder ein Mann von Kenntniß, Talent und guten Sitten seyn; oder er ist ihm — gar nichts. Welche höhere Verpflichtungen gehen daraus hervor für den protestantischen Geistlichen, für die Consistorien, welche ihn prüfen, für die weltlichen Kollegien, die ihn wählen!

Wie über alles wichtig aber ist es deshalb für den Cultus der Protestanten, daß man den Predigten das möglich-ergreifendste Interesse, den möglich-kräftigsten Eindruck, die möglich-größte Zweckmäßigkeit zu geben suchte.

Daher gehen wir nun weiter zu dem Abschnitt von der

II. Predigt.

Auch bei der Predigt unterscheiden wir eine gewisse äußerliche Form von dem Innern oder wesentlichen Gehalt. Von der erstern haben wir schon in den vorhergegangenen Abschnitt gelegentlich einiges beigebracht: hier erklären wir uns darüber etwas vollständiger.

Die Form der Predigt, als aneinander hangende und öffentlich fortgesetzte Rede, hat unstreitig etwas Feierliches: denn schon dies, daß ein einzelner Mann eine so beträchtliche Masse von Ideen und Worten in eins fortströmt, wie's in dem gewöhnlichen Leben doch nur selten geschieht, zieht die Aufmerksamkeit an; eine auch nur mittelmäßig = gute, aber mit einigem Leben vorgetragene Predigt wird daher von jedem Vernünftigen immer mit Interesse angehört werden. Für den gemeinen Mann kömmt, außer dem Eindruck des Ungewöhnlichen einer zusammenhänden Rede, noch die psychologische Täuschung hinzu, daß das, was ein Mensch mit einem gewissen Eifer und feierlichen Apparat, vor einer zahlreichen Versammlung hersagt, unmöglich ohne allen Sinn und ohne alles Interesse seyn könne: worin er sich doch leider! und namentlich bei einer gewissen Gattung von Predigten, nicht selten täuscht. Aber so manche Vortheile kommen dem geistlichen Redner zu statten, wenn er das Aeußerliche des Vortrages nur nicht ganz vernachlässiget. Der gewöhnliche Predigervortrag ist, wie bekannt, schon zum Sprichworte geworden, und verdient es.

Dagegen muß man es aber auch nicht unbeherzigt lassen, daß die eigentliche Predigerdeclamazion viel mehrere Schwierigkeiten hat, als die Declamazion des Schauspielers; denn eine Reihe von Reflexionen und Betrachtungen mit Würde, Nachdruck und erforderlicher Abwechselung der Stimme herzusagen, ist, wie auch Lessing in der Dramaturgie sehr richtig anmerkt, eine schwerere Kunst, als handlungsvolle Situazionen und leidenschaftliche Gemüthsbewegungen darzustellen. Ich sahe große Schauspieler, ich sahe einen Schröder, einen Fleck, einen Brockmann die Rollen der Hamlet, der Macbeth, der Lear, der Wallenstein spielen, und ihre Darstellung kam meinem Ideal nahe; ich hörte einen Spalding, einen Dresdener Reinhardt, ich hörte einen von Friedrich II. selbst bewunderten Qvandt in Königsberg predigen, (den letztern freilich nur als etwa neunjähriger Knabe; aber Stimme, Vortragsart und ganze Haltung des Mannes stehen mir jetzt noch lebendig vor Augen); allein keiner dieser berühmten geistlichen Redner entsprach meiner hohen Idee weder von Propheten-Würde, noch von

Christus-Herzlichkeit, welche in dem Charakter des geistlichen Redners nothwendig enthalten ist. Spalding, den ich doch leider nur gegen das Ende seiner Laufbahn öffentlich reden hörte, kam dieser Idee am nächsten; wenn gleich sein Vortrag offenbar mehr von Würde, als von Herzlichkeit hatte: wie mir denn überhaupt das Talent für die leztere das seltnere zu seyn scheint, auch viel weniger) als die Würde, durch Kunst erreicht, oder nachgeahmt werden kann. Zwey unserer hiesigen Geistlichen, die Herren Zöllner und Herbst, erheben sich, gewöhnlich gegen das Ende ihrer Predigt, bis zu dem Eindruck einer gewissen Andringlichkeit und lieblichen Wärme, die, obgleich das, was ich eigentlich Herzlichkeit nenne, noch nicht völlig erreichend, ihnen dennoch vorzüglich den Beyfall gewinnt, dessen sie sich beyde erfreuen. Nicht nur unanständig, sondern amts und pflichtwidrig, ja sträflich ist die gänzliche Vernachlässigung einiger Geistlichen, in Hinsicht auf Vortrag und Darstellung. Oder ist es uns nicht eben sowohl Pflicht, dahin zu sehen, daß wir die Wahrheiten der Religion und

Sittenlehre gemeinfaßlich und gemeinbrauchbar vortragen, als daß wir die willige Aufnahme derselben durch eine zurückstoßende Art, sie unsern Zuhörern mitzutheilen, nicht erschweren? Auf die ehemalige Volksüberredung, daß der Geist Gottes unmittelbar durch uns rede, werden wir doch wohl in unsern Tagen nicht mehr bauen! Die Ausrufe, welche wir aus dem Munde der Gebildetern so häufig vernehmen: „Wer kann sein Gebrülle, sein Gepfeife, sein Geleyer ausstehen?" enthalten, nach meiner Meinung, einen wesentlichen Vorwurf für den Prediger. Langeweile und Peinigung unserer Gehör- und Empfindungsorgane sind wahrlich keine nothwendige Bedingungen bey der Verkündigung des himmlischen Worts. Goldene Aepfel in silbernen Schaalen sollten wir, nach dem Ausdruck des Verfassers der Sprichwörter, unsern Zuhörern vorsetzen. Ist es nicht Unglück genug, daß es selbst von manchem höchst-sorgfältig zubereiteten geistlichen Gastmahl, wie von dem in dem Evangelio heißt: Die Gäste kamen nicht: oder auch, — sie waren's nicht werth.

Ich betrachte es mit Bedauren als ein wesentliches Zeichen von dem Verfall der geistlichen Rednerkunst, daß die jüngere Predigergattung das Vorlesen der Predigt dem auswendigen Hersagen vorzieht. Nicht zu erwehnen, daß das auswendige Hersagen, besonders auch von dem Volk als eine schwere Kunst geschäzt, und dem, der darin etwas leistet, zum Verdienst angerechnet wird: so vermehrt auch der Schein einer freyen Ausströmung der Ideen und Empfindungen den Eindruck des Vorgetragenen, und die Mine des gleichsam unvorbereiteten Lehrenden, Ermahnenden, Tröstenden, heftet die Aufmerksamkeit der Gemeine beydes durch Auge und Ohr: bey bekannten Gegenständen aber, dergleichen die moralischen und religieusen doch unstreitig sind, kann die Aufmerksamkeit sinnlicher Menschen nie genug gereitzt und festgehalten werden. Eine bloß belehrende moralische Rede mag allenfalls hergelesen werden: aber Ermahnung, Warnung, Trost, vom beschriebenen Blatt herab den Ermahnungs-, Warnungs- und Trostbedürftigen mitzutheilen, finde ich fast lächer-

lich: denn hier kömmt es vorzüglich auf das „von Herzen zu Herzen" an, wovon aber jede, auch nur entfernteste Täuschung durch das Herlesen geradehin zerstört wird: und eine blos belehrende Predigt behagt — wenigstens dem Deutschen nicht; der Franzose und der Britte mögen sich allenfalls an blumenreicher, oder an kalt-philosophischer Untersuchung moralisch-religieuser Gegenstände ergetzen: er will gerührt, erweckt, ermahnt, getröstet seyn. Und doch gestattet auch nicht einmal der Franzose seinem geistlichen Redner das Herlesen: selbst der Britte, bey welchem doch das Herlesen der Predigt ein auf politischen Gründen beruhendes Herkommen ist, hörte die Blair's, die Robertsone, und einige andre Prediger, welche sich des auswendigen Hersagens beflissen, viel lieber, als die Vorlesenden, und ein beträchtlicher Theil des Beyfalls, dessen sich die methodistischen Geistlichen auf der Insel erfreuen, schreibt sich blos ihrer freyen Rezitazion zu.

Unter einer Menge von lesenden Predigern fand ich noch keinen einzigen treflichen Declamator, auch nur in Hinsicht auf Modulazion und Abwech-

ſelung der Stimme: wohl aber fand ich unter den auswendig-herſagenden manchen in hohem Grade vortreflichen. Die Urſache dieſes Phänomens leuchtet von ſelbſt ein: das Leſen bindet den Geiſt, durch die einförmige Heftung des Auges, zu mechaniſch: und er ſieht nur, ſtatt zugleich zu denken und zu empfinden: zu geſchweigen, daß die Hände dem Leſenden faſt für jede freyere Bewegung behemmt ſind. In der einförmigen Heftung des Auges liegt auch die Urſache davon, daß ich die Vorleſenden immer leichter zerſtreut und öfter den Faden der Rede verlieren ſahe, als die Auswendig-Herſagenden.

Man rede mir nicht von der Schwierigkeit des Auswendiglernens einer ganzen Predigt: es iſt Pflicht und Beruf jedes Künſtlers, ſich in alles zu fügen, was ſeine Kunſt erfodert, und ſich jede nothwendige Fertigkeit in jedem Theil derſelben zu erwerben. Was aber iſt ein Prediger anders, als ein Mann, erfahren in der Kunſt, Religion und Sittenlehre auf die möglich-zweckmäßigſte Art vorzutragen? Man iſt kein Redner, wenn man bloß zu leſen weiß: und man wird daher künftig nicht

mehr von einer geistlichen Rede-, sondern Lese-Kunst sprechen müssen. Das Volk, — zwar nicht immer die Stimme Gottes, aber doch gewöhnlich die Stimme der Natur — will keine vom Blatt hergelesene Predigt für eine selbstgemachte halten: „Eine Predigt vorlesen — kann ich mir selbst:“ hören wir es oft sagen, und damit seine Geringschätzung gegen die Vorleser unter den Herren Geistlichen ausdrücken. Dem Greisen-Alter allein sollte es vergönnt seyn, Predigten öffentlich vorzulesen: nnd wenn ich nicht irre, so pflegen auch die älteren Herren Geistlichen in der französischen Colonie bey ihren Consistorien um eine solche Vergünstigung ansuchen zu müssen.

Ich werde es nie billigen, daß den deutsch protestantischen Candidaten das Ablesen der Predigten gestattet wird: so wie ich die Strenge der Französisch-Reformirten und Katholischen Consistorien, mit welcher sie über der schönen Sitte des Auswendig-Hersagens der Predigten halten, höchst zweckmäßig finde.

Folgendes warnende Beispiel von den schädlichen Wirkungen einer so gefährlichen Erlaubniß kann

ich den deutsch-protestantischen Consistorien nicht unerwähnt lassen. Schon oft geärgert und in meinem Herzen gekränkt, durch die Bemerkung der Unwissenheit, der Bequemlichkeitsliebe und der Zerstrenungssucht eines Theils der Berlinischen Candidaten des Predigeramts, ging ich einst, drei Sonntage nach einander, nach Anweisung des gedruckten Kirchenzettels, nachmittags in Kirchen, wo so eben Candidaten predigten. Alle drey lasen ihre Predigt Wort für Wort von dem Blatt herab: der erste mußte, weil er in dem Lesen nach und nach in gänzliche Verwirrung gerieth, ein Drittel des Aufgeschriebenen (ich sah's vom Chor herab,) ungelesen lassen: welches der versammelten Gemeine, wegen des Abgebrochenen der Rede, selbst aufzufallen schien: der zweite brachte seine Rede, unter peinlichem Stottern, öfterm Stillstehn und Wiederholen, so erbärmlich zu Ende, daß ich einen verständigen Mann aus der gemeinen Classe mir zur Seite vernehmlich aufseufzen hörte: „Halleluja: er hat's vollbracht!" Der dritte dieser leichtfüßigen Predigerknaben wurde des Herlesens oder vielmehr Herstotterns seiner armseligen Rede bald selbst über-

drüßig, und überließ sich den Eingebungen des Geistes: wo denn nichts anderes als ein Abschaum von Ideen und Worten zu Tage kam. Sehet da — vielversprechenden Pröbchen der jungen Prediger-Pflanzung! Mögen die vielen Fichten-Plantagen in den öden Gefilden um Berlin herum besser gedeihen als diese — spes altera ecclesiae!!

Aber so ist's: diese jungen Herren wenden mehr Sorgfalt auf das Einstudiren einer Hamlet's- oder Fiesko's Rolle, als auf die würdevolle Hersagung einer Predigt: und an dem Beifall buhlerischer Weiber in einem sogenännten Gesellschafts-Parterre liegt ihnen mehr, als an der Erbauung einer christlichen Gemeine *).

Was die Nachlässigkeit der Candidaten noch gefährlicher begünstiget, ist die Ueberredung von der unendlichen Leichtigkeit der Abfassung einer Predigt, eine Ueberredung, die besonders bei einem Theil des Berlinischen Publikums zu herrschen scheint, und welche Herr Probst Zöllner, vielleicht ohne seine Schuld, vorzüglich gangbar gemacht durch die allbekannte Leichtigkeit des ihm eigenthümlichen Ideen- und Wortflusses. Und doch hat er, ich

*) Exceptis excipiendis.

weiß es, zu viel ernste Rücksicht für die Wichtigkeit des Prediger-Geschäftes, als daß er sich auf seine Predigten nicht mehr und öfterer vorbereiten sollte, als man es gewöhnlich von ihm zu glauben pflegt. Rom's großer Konsul war einst sehr froh, daß ihm zur Vorbereitung auf eine Rede ein Tag länger verstattet wurde, als er es geglaubt hatte: und ein bescheidener Zöllner ist gewiß weit entfernt von dem Stolz eines Cicero.

Wenn ich einer Versammlung von Candidaten eine homiletische Vorlesung zu halten bestimmt wäre; so würde der erste Periode meiner Vorlesung also lauten:

„Hat jemand unter euch jungen Leuten dichte„risches Genie: so wird er in seinem sechzehnten „oder siebzehnten Lebensjahre eine vortreffliche Ode „schreiben können: hat ihn die Natur mit dem „Talent des Scharfsinns ausgestattet; so wird er, „in demselben Alter, irgend eine philosophische „Abhandlung liefern können. Aber wenn ihm auch „die Natur jenes oder dieses, oder beides zu„sammen verliehen hat; so wird er in dem benann„ten Alter keine erbauliche Predigt schreiben kön-

„nen: denn zu dieser gehört mehr, als Genie und „Scharfsinn und mannigfaltige Kenntnisse: es ge„hört dazu eigne Menschen-Beobachtung, Welt„Erfahrenheit und Uebung; wie man sie in solchen „Jahren noch nicht hat: es gehört dazu ein tiefes „Studium vortrefflicher Mustern von Predigten, wie „ihr es, ohne unmittelbares Interesse für Pre„digt, nicht bearbeiten könnet."

Der Leichtsinn des Jahrhunderts setze den Werth der Predigten noch so sehr herab: eine gewöhnlich-gute Predigt braucht kein Kunstwerk zu seyn: aber sie kann, durch Genie und Geschicklichkeit, gar wohl bis zu einem Kunstwerk erhöht werden: und unter der Sammlung Spaldingscher Predigten glaube ich zwei Meisterstücke zu entdekken, in ihrer Art so vollendet, wie es zwei Philippiken des großen Griechen Demosthenes immer seyn können.

Wenn nun aber gleich jede erbauliche Predigt eben so wenig ein vollendetes Kunstwerk seyn darf, als jede gerichtliche Vertheidigung der Unschuld, oder Anklage eines Bösewichts, eine demosthenliche Rede seyn darf: so bleibt doch eine Predigt eine

so sonderbare Zusammensetzung von Genie und Fleiß, von Kunst und Natur, von Rhetorik und Philosophie, von Denken und Empfinden, daß selbst eine musterhafte Popular-Predigt, wie es zum Beispiel die Dappischen sind, nur von einem Manne von mehr als gewöhnlichem Geistesmaaß in der praktischen Philosophie geliefert werden kann. Der Mann, der dies schreibt, entblödet sich nicht, öffentlich zu gestehen, daß er, ohne das sorgfältigste Studium vortrefflicher Muster von Predigten, verbunden mit angestrengter Beobachtung dessen, was und wie Sittenlehre und Religion auf die reine Menschennatur wirken, durch sogenanntes Genie oder auch durch gelehrte Kenntnisse allein, sich nie im Stande gefühlt haben würde, eine erbauliche Predigt zu machen. Möchten doch unsere homiletischen Professoren auf den Universitäten die jungen Theologen mit Schwierigkeit Predigten machen lehren, so wie Boileau den Racine mit Schwierigkeit reimen lehrte. Denn allerdings giebt es eine gewisse leichte Manier, wie zu rei-

men, so auch zu predigen: aber Pradonsche Verse sind auch keine Racinische.

Ich erwehnte oben im Vorübergehen der unverzeihlichen Sorglosigkeit einiger Herren Geistlichen, in Hinsicht auf das äußerliche des Vortrags: möchte diese Sorglosigkeit nicht oft auch den wesentlichen Inhalt der Predigt betreffen! Ein mir wohlbekannter französischer Geistlicher, gewiß kein Mann, weder ohne Talent, noch ohne Kenntniß, pflegte, wenn man ihn an die Nachlässigkeit erinnerte, mit welcher er seine Predigten hinwarf, mit Verachtung auszurufen: Des gens, comme cela! Zu deutsch: „für solch Volk — gut genug:" ich wünschte, daß dieser Ausdruck nicht auch die Gesinnung so manches deutschen Stadt- und Landgeistlichen gegen seine Gemeine charakterisiren möchte!

Was dünkt dem Leser von folgender Charakteristik eines Predigers, welche ich einst eine geistreiche Ausländerin bey einem Gastmahl, auf welchem ich mit ihr zufällig zusammentraf, entwerfen hörte: „Denken Sie sich, theuerste Freundin"

(sie sprach zu ihrer Nachbarin) „einen Mann, der aussieht, wie ein Schaaf, der denkt und spricht, wie ein Schaaf, und dessen Stimme, wenn er predigt, sich ausnimmt, wie das Geschrey einer Katze, welche sich zwischen die Thürangel eingeklemmt fühlt; so haben Sie ein vollkommnes Bild von dem geistlichen Hirten, der in der Kirche, unfern meiner Wohnung, predigt." — Das Auffallende in der Zusammenstellung dieser Charakteristik zog meine Aufmerksamkeit an: ich bat sie, (ohne mich ihr selbst als Geistlicher zu erkennen zu geben,) um die Wiederholung ihrer Schilderung: die nähere Erkundigung nach ihrem Wohnorte, ließ ließ mich und einen hiesigen Kriegesrath sehr leicht das treffend-gezeichnete Urbild errathen. Die Zeichnung von der Hand dieser lebhaften Ausländerin ist freylich nicht ohne etwas boshafte Teinture: aber man hört doch nicht selten den gemeinen Mann von demselben geistlichen Herrn fast auf dieselbe Art urtheilen. *) Das größte Unglück

*) Anm. Ich will hier nur gelegentlich erinnern, daß an dieser Stelle keinesweges die Rede ist von einem bekannten Geistlichen, von welchem man, in Hinsicht auf seine religieusen Vorträge, in den

des Bezeichneten besteht darin, daß er in dem allbeseligenden Glauben an seine Alleinweisheit und Vollkommenheit, als Redner und Pastor, dahinwandelt. Wenn geistliche und weltliche Kollegien nicht aufhören, Menschen, die durch eigene Verbildung zu den beschränktesten aller Geister gehören, vernünftigen Leuten als Hirten und Lehrer vorzusetzen: können sie sich über die Verachtung so mancher christlichen Gemeine gegen ihren Seelenhirten wundern? Ich begnüge mich, zu sagen, was ist: ohne mich zu erklären, wen es trifft. Denn das letztere dient nicht zu meinem Zweck, der darin besteht, die mancherley Gebrechen meines Standes unverhohlen zu gestehen, in Augenblicken, wo das Geständniß selbst vielleicht Besserung für die Zukunft bewirken kann. Daß ich Beyspiele der Art nur mit inniger Kränkung meines Herzens anführe, wird man mir, hoff' ich, unerinnert, anmerken.

So viel von Form und Vortrag der Predigt,

auswärtigen Zeitungen oft gar lächerliche Sagen gedruckt hat. Dieser Mann nützt gewiß, ich weiß es, viel mehr, als mancher stolze Parisäer unter uns andern.

und von der herrschenden Nachlässigkeit gegen beydes!

Einförmigkeit, Steifheit und zu enge Beschränkung auf einen gewissen Kreis längst-erschöpfter Gegenstände, hat man in neuern Zeiten unsern Predigten sehr unfreundlich, aber nicht mit Ungrund, zum Vorwurf gemacht. Wäre es möglich, mehr Mannigfaltigkeit und ein vielseitigeres Interesse in unsern Predigten zu bringen?

Jahrgänge von Predigten über den Katechismus, über das Vaterunser, über die sieben Worte u. s. f. sind nicht mehr im Geschmack des Zeitalters: ob ich gleich nicht in Abrede bin, daß man nicht in kleineren Versammlungen, auch jetzt noch, auf diese Art gar wohl nützen und erbauen könne.

Ackerpredigten, Gartenpredigten, politische, medicinische, diätetische Predigten — können, bey außerordentlichen Vorfällen — z. B. bey der Bekanntmachung öffentlicher Verordnungen über die Einführung gewisser neuen Einrichtungen, beym Aufkommen der Pockenimpfung, nach erprobter

Heilsamkeit derselben, — sehr zweckmäßig und von wesentlichem Nutzen seyn; allein jedes tiefere Detail solcher fremdartigen Gegenstände leitet von dem wesentlichen Zweck der Predigt, — Beförderung der wahren Religiosität — ab, und stößt die Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes zurück, der, wenn er nun einmal ausführlichere Belehrungen über Gegenstände der Art wünschet, sie in den öffentlichen Zeitungen, oder in andern populairen und gangbaren Schriften finden kann.

Ein größeres und allgemeiner-anbauliches Feld für die Vermannichfaltigung der Gegenstände unserer Predigten eröffnen Versuche, wie die von Stolz über die merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts, oder auch die Ewaldschen Naturtexte.

Wenn Bibel und Natur die beyden Belehrungsquellen des Christen sind; so sehe ich nicht ein, warum wir die Texte unsrer geistlichen Reden nicht eben sowohl aus der Natur, als aus der Bibel entlehnen sollen? Unterdessen bleibt es gewiß, daß unter einer großen Versammlung von Zuhörern sich immer einige Klüglinge finden werden,

den, die, nach der Anhörung einer Predigt in dieser Ewaldschen Manier, also vernünfteln: „Alles hätte unser Herr Prediger eben sowohl auch nach einem gewöhnlichen Bibeltext hervorbringen können: und wozu gerade diese schneidende Entgegensetzung zwischen Bibel und Natur? Liegen die Naturtexte nicht eben sowohl auch in der Bibel?"

Diesem und ähnlichem Tadel würde man, bey den ersten Versuchen zur Einführung solcher Predigten, nicht entgehen können. Dagegen begreife ich aber auch nicht, warum man von diesen sogenannten Naturtexten nicht öfter Gebrauch machen sollte? Es giebt gewiß manche ächt-erbauliche Materie zu Predigten, auf welche der Religionslehrer durch solche Naturtexte geleitet werden kann, und zu welchen er einen biblischen Text, ohne vielen Zwang und ohne künstliche Wendungen, schwerlich würde brauchen können: zu geschweigen, daß solche Naturtexte, gehörig bearbeitet, die Anschaulichkeit des moralisch-religieusen Vortrags sehr begünstigen. Nur wünsche ich nicht, daß man es sich zum Gesetz mache, aus den Predigten über Naturtexte die Anführung der biblischen Sprü

che auszuschließen: wie ich's einigen gedruckten Versuchen dieser Gattung abgemerkt zu haben glaube: man brauche die Zeugnisse der Bibel zum Beleg der Naturzeugnisse; und umgekehrt. Denn ein am rechten Ort unserer geistlichen Rede eingewebter Bibelspruch gewähret dem gemeinen Mann oft eine kräftigere Erbauung, als unser ganzer Sermon. Ich habe mich über diesen Gegenstand weitläuftiger erklärt in meiner Schrift: „Sollte Religion den Menschen jemals entbehrlich werden," Seite 300.

Die Stolzischen Predigten über die merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts haben anerkannten Werth, und sind von einem berühmten Gottesgelehrten mit Recht dem Publikum angepriesen worden. Unterdessen glaube ich die vollkommene Zustimmung jedes meiner erfahrenen Herren Mitgeistlichen in Berlin zu haben, wenn ich behaupte, daß selbst das Zuhörer-Publikum eines Sack oder Zöllner in unserer Königl. Residenz für Predigten in dieser Stolzischen Gattung keinesweges gemacht ist, auch schwerlich je Sinn dafür erhalten wird: der gebildetere

Theil dieses Publikums ist dafür zu gebildet; der ungebildetere zu ungebildet: jener würde bey der Ausführung solcher Themen zu wenig belehrendes, dieser zu viel unbelehrendes finden: auch dienen Betrachtungen solches Inhalts mehr zur Berichtigung der Urtheile des Verstandes, als zur Begründung moralischer Gesinnungen und zur praktischen Anwendung, — wenigstens ist das erstere ihre unmittelbare Tendenz. Ueberhaupt bin ich nicht selten erstaunt über die Gegenstände von ausgesuchter Feinheit, über den ästhetischen Pomp, über die Tiefe der Speculazion und über den vornehmen, schriftstellerischen Styl einiger in Deutschlands kleineren Städten gehaltenen, öffentlich gedruckten, und von den Recensenten hochgepriesenen Predigten. Ich gestehe es geradezu, nach solchen vorliegenden Proben sind wir Berliner-Geistliche gezwungen, uns das religieuse Publikum in der Hauptstadt der preußischen Monarchie unvergleichbar einfältiger und unerleuchteter zu denken, als das in verschiedenen Reichs- und kleinen Provinzialstädten des allgemeinen deutschen Vaterlandes.

Kein vernünftiger Prediger in Berlin wagt es, reinen Kantianismus und Fichtianismus auf die Kanzel zu bringen: wagt es, solche tief-abstrackte Predigten zu halten, wie sie da in — gekrönt werden: wagt es auch nnr, die Wörter, „raffinirt, Cultur, abstract, kategorisch, Princip, Etiquette, Consequenz" vor einer christlichen Versammlung auszusprechen: Wörter, die ich alle aus der gedruckten Secularpredigt eines Geistlichen aus einer deutschen Kleinstadt entlehne, welche ich in der L. Z. dennoch angerühmt fand. Bey solchen Themen, solchen Ausdrücken, solchem Styl, würde der bessere Theil des Berliner-Publikums uns geistliche Herren philosophische Thoren, oder ästhetische Koquetten und Zierpuppen schelten: der gemeinere Theil unserer Zuhörer würde, bey dem Herausgange aus der Kirche, seufzen: „der gute Mann hat sich heute überstiegen: wer mag ihn verstehen?"

Aber mir scheint es fast, daß wenigstens ein Theil der Geistlichen in den kleinen Städten Teutschlands die Rolle der Stadt-Philosophen, der Stadt-Aesthetiker, und Stadtsprachmeister spielen: und ihre Zuhörer vielmehr zier-

lich sprechen, abstract denken lehren und mit der allerneusten Büchersprache bekannt machen, als christlich erbauen wollen. So erhabne Rollen wollen wir Berliner-Geistliche diesen Herren dann auch nicht beneiden. Unser Publikum ist dafür, ich wiederhole es, zu gebildet von der einen, zu ungebildet von der andern Seite.

Eine, auf den ersten Anblick sehr zweckmäßig scheinende Nachahmung der schätzbaren Predigten des Herrn Stolz würden, besonders für einen preußischen Geistlichen, Predigten über Friedrichs II. Leben und Charakter seyn. Das hohe Interesse der Preußen für den großen Mann ist unbezweifelbar. Dessen ungeachtet glaube ich in der Lebens- und Regierungs-Geschichte Friedrichs II so manche, durchaus unberührbare, dem Auge des Volks besser entzogene, als zur Beschauung und Zergliederung ausgesetzte Stellen zu bemerken, daß auch nur eine Auswahl von Predigten dieses Inhalts eben so viel Pastoralklugheit als Staatsweisheit erfodern würde. Dennoch würde auch die glücklichst-bearbeitete Predigt über Friedrichs Regierungsweisheit eher noch Leser, als Zuhörer finden.

Immer aber befremdet es mich, daß unter so manchen vortreflichen Köpfen meiner preußischen Mitgeistlichen bis jetzt noch keiner sich gefunden, der ein Werk, etwa unter dem Titel: „Friedrichs II. Lebens- und Regierungs-Weisheit in Predigten" dem Publikum unseres Vaterlandes dargeboten hätte. Mit erfoderlicher Pastoral-Klugheit und gründlichen Einsichten in die Verfassung und gegenwärtige Lage unseres Staats, und insbesondere auch mit gehöriger Popularität in der Darstellung ausgearbeitet, könnte ein solches Werk ein ächt-patriotisches und äußerst belehrendes, äußerst heilsames Volksbuch werden.

Die allgemeine und herrschende Stimmung der Gemüther für gewisse interessante Gegenstände zu moralischen und religieusen Themen zu benutzen, war von jeher eine weise und fruchtbare Pastoral-Maxime. Auch haben wir, während der französischen Revoluzion, eine Menge von Predigten über Freyheit und Gleichheit, über Verhältniß der Regierung zum Volk, über Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit rc. erscheinen gesehen, unter welchen ich die

unlängst von einem Schweizer-Geistlichen herausgegebene Predigten über politische Gegenstände für tadellose Muster erkläre, in welchen der erleuchtete Patriot und Volksmann, so wie der aufgeklärte und tieffühlende Religionslehrer, gleich-laut spricht. Warlich, eine geistliche Demagogik dieser Art entehrt die Würde der Religion auf keine Weise!

Welthistorisch-wichtige, durch die öffentlichen Blätter allgemein-bekannte Zeitvorfälle, welche in moralisch-religieuser Beziehung genützt werden können, — warum soll sie der Religionslehrer nicht zu Gegenständen seiner Vorträge machen? Selbst einzelne merkwürdige, durch unleugbare Thatsachen bestätigte Ereignisse, aus welchen Lehre oder Warnung von den Zuhörern geschöpft werden kann, warum soll er sie nicht zu so heilsamen, der Religion würdigen Zwecken benutzen dürfen? Er findet bey solchen Gelegenheiten die Gemüther der Zuhörer schon gestimmt und vorbereitet, und fügt nur Interesse zu Interesse hinzu: den wesentlichen Gewinn der Veranschaulichung der allgemeinen Religionswahrheiten ungerechnet.

Ein verdienstvoller Landprediger in der Nähe von Berlin benutzte den Vorfall in seiner Gemeine, — wo einige Märkische Knechte einen ihrer Pommerschen Mitgenossen, blos seiner Geburts-Provinz halber, so oft geneckt hatten, daß der Geneckte endlich zu Thätlichkeiten grif, wobey er von der überlegenen Menge so schrecklich geschlagen ward, daß er am vierten oder fünften Tag darauf an den empfangenen Wunden starb, — zu einer höchst-nachdrücklichen und höchst-erbaulichen Predigt über die wahre Schätzung unserer Mitmenschen, mit besonderer Anwendung auf die näheren Umstände des tragischen Ereignisses. Mich dünkt, der Mann hat hier ächt-apostolisch gehandelt: bloße Allgemeinheiten lassen in sinnlichen Gemüthern immer nur leichte, bald verwischte Spuren zurück: durch besondere Fälle und Anschließungen schreiben sie sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit leserlichen und daurenden Frakturbuchstaben in die Seele. So wird das Thema der Predigt ein Gegenstand der Unterhaltung und der eigenen Erwägung der Zuhörer.

Auch seine eigene Gemüthsstimmung, in so fern

er etwa sich durch gewisse Vorfälle in gewissen religieusen Ueberzeugungen bestärkt, oder zu moralischen Gesinnungen ermuntert fühlt, wird der Geistliche nicht unzweckmäßig zur Vermannigfaltigung des Stoffs seiner Predigten und zur Belebung des religieusen Interesse seiner Zuhörer benutzen können. Folgendes Beyspiel von mir selbst steht hier um so viel mehr am rechten Ort, da es zu gleicher Zeit beweist, wie kräftige und herrliche Wirkungen die Religion des Christenthums noch immer auf die Gemüther äußert, und daß der Religionslehrer keinesweges Ursache hat, an der Wahrheit des Paulinischen Ausspruchs zu zweifeln, daß das Evangelium Jesu Christi eine Kraft Gottes ist, welche selig macht, alle, die daran glauben.

Ich ward einst einen Sonnabend, Abends gegen zehn Uhr, zu einer Sterbenden gerufen: ich komme hin, und finde in einem kleinen, aber reinlichen Zimmer, allein, und ohne Wärter oder Wärterin, eine Frau von mittlern Jahren, welcher man einige Tage vorher den Arm abgenommen. Nach meiner Gewohnheit, mir nur durch das Irdische

den Uebergang zum Geistlichen zu bahnen, erkundigte ich mich bey der Kranken nach ihrer Krankheitsgeschichte: sie unterrichtet mich kürzlich davon: und setzt dann von selbst hinzu: „Sehen Sie, so habe ich gelitten: und nun wird Gott mich bald zu sich nehmen." Nie hat eine Spaldingsche Predigt und nie eine moralisch-religieuse Abhandlung von Garve oder Mendelssohn mir diese hohe Zuversicht auf Gott, diese kindliche Ergebung in seinen heiligen Willen, das begeisterte Ergreifen seiner Verheißungen ewigen Lebens und der Unsterblichkeit, in die Seele eingedrückt, als die einfachen, natürlich-wahren Herzensergießungen dieser Frau, womit sie sich als Sterbende und nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem unentfliehlichen Tode geweihte, wohl am allerwenigsten vor mir zieren oder schmücken wollte: nie hab ich eine Menschenseele mit dieser Rührung auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit schweben gesehn: ich sollte die Kranke erbauen; die Kranke erbaute mich. Einige ihr zufällig entwischende Züge aus ihrem Leben, worauf ich sie gelegentlich hinleitete, zeigten mir, daß ihr Leben solcher religieusen Ueberzeugung würdig gewesen war. Ihre

Stimme, die Stimme einer Gequälten, aber eine nahe und herrliche Auflösung Hoffenden, tönt mir jetzt noch seelerschütternd nach; und nur die Fülle eines von Hoffnung und Zuversicht überquellenden Herzens unterstützte sie, während sie sprach. Ich reichte ihr die verlangte Communion: und kam erst gegen halb zwölf Uhr nach Hause. Der ungewöhnliche Auftritt verstattete mir keinen Augenblick von Schlummer: ich setzte mich an meinen Schreibtisch, und entwarf, statt der fertig-liegenden Predigt über das Sonntags-Evangelium, eine andere, in welcher ich, statt des vorzulesenden Evangelii, den oberwähnten Vorfall umständlich erzählte, und daraus für mich selbst und für meine Zuhörer Lehre, Ermunterung uud Trost ableitete: das schon vorgeschriebene Textlied ward gegen ein anderes ausgetauscht: ich hielt meine Predigt gegen halb sieben Uhr Morgends: und wie ichs aus mündlichen Aeusserungen einiger meiner Zuhörer weiß, nicht ohne Erbauung.

Nach dem bedenklichen Kopfschütteln einiger Clair-Obscur's unter den geistlichen Herren habe ich, durch die Beyseitesetzung des bestimmten

Sonntags-Evangelii, habe ich durch die Beyseitesetzung jedes biblischen Textes, ein pastoralisches Haupt und Halsverbrechen begangen: mein öffentliches Geständniß dieses Verbrechens zeigt, wie viel Rücksicht ich auf jenes Kopfschütteln nehme; denn nach meiner Ueberzeugung hab' ich nur mein durch diesen Vorfall so einzig-erhöhtes religieuses Interesse in die Seelen meiner Zuhörer zu übertragen gesucht. Ich würde es für thöricht und pflichtwidrig halten, Vorfälle und Gemüthsstimmungen der Art zur Verstärkung des religieusen Interesses der Zuhörer nicht zu benutzen: wie ich dies dann auch mehrmals in der Folge gethan habe und künftig thun werde.

Herrn Probst Zöllner, der uns andern Geistlichen in so vielen Dingen mit lobenswürdigem Beyspiel vorgeht, hörte ich unlängst mit wahrer Erbauung gegen das Lächerliche der allerneusten Mode in Benahmung der Kinder predigen: indem man anfängt, die neugeborne Kinder mit den Namen Bonaparte, Napoleon, Titan, Hesperus, zu belegen.

Ich weiß nicht, ob schon eine Predigt über das

Schauspiel existiren mag: aber ich habe mir vorgesetzt, bey der nächsten Veranlassung, etwa am zwelten Pfingst-Feiertage, wo das Fest-Evangelium von dem Geist Gottes und dem Geist der Welt sehr zweckmäßig dazu benutzt werden kann, (wofern mich nicht andre Veranlassungen anders bestimmen) in der hiesigen Nikolai-Kirche eine Predigt „über Gebrauch und Misbrauch des Schauspiel-Besuchs" zu halten *).

Genug — von der Möglichkeit, unsern Predigten mehr Mannigfaltigkeit und ein erhöhtes Interesse zu geben: ein Bestreben, welchem, nach dem Bisthergesagten, wohl noch einige lobenswürdigere Absichten zum Grunde liegen, als deren bloße Neuerungssucht und ästhetisirende Eitelkeit fähig sind.

Dunkel, aber sehr lebendig fühlt jeder erleuch-

*) Der Verfasser dieser Schrift ist ein enthusiastischer Bewunderer aller Genies- und insbesondere auch der dramatisch-tragischen Meisterstücke: aber für die Schauspielkunst hat er nur eine kalte Bewunderung; und er braucht und erlaubt sich daher auch höchst selten den Besuch des Schauspielhauses.

tetre Geist in vielen unsrer Predigten, so wie in einem großen Theil unserer liturgischen Gebete, gewisse Beleidigungen des unverdorbenen, natürlichen Moralgefühls.

Der Gegenstand ist wichtig, und dennoch, wie ich sehe, weder in unsern Anweisungen zum Predigen, noch in den dogmatischen Lehrbüchern, noch in den Journalen für Prediger genugsam beherziget. Aber nichts — gewisser, als daß diesen Beleidigungen des natürlichen Moralgefühls ein wesentlicher Theil der nicht abzuleugnenden Unwirksamkeit unserer Predigten zugeschrieben werden muß.

Die bekannte Beichte: „Ich armer, elender ꝛc. wird auch in unserer Nikolaikirche fortdauernd der christlichen Gemeine vorgelesen, in jeder Woche wenigstens zweymal, des Sonnabends nämlich, bey der sogenannten Vorbereitung, und des Sonntags nach der Vormittagspredigt. Der gebildetere Mensch von verfeinertem moralischen Gefühl wird also angewiesen, zu beten:

„Ich armer, elender, sündiger Mensch, bekenne dir alle meine Sünden und Missethaten.“ Misse-

thaten!! welch ein scheusliches Wort! freylich dürften es wohl mehrere von sich sagen können, als es selbst glauben: aber doch wie wenige. „Womit ich dich jemals erzürnt:" Erzürnt!! ein gräsliches Bild von der göttlichen Gerechtigkeit: „und deine Strafen zeitlich und ewig wohl verdient habe!" Lessing, der paradoxe Lessing, will freylich behaupten, daß jede böse Fertigkeit, welche der Mensch auf Erden annahm, mit ewig unauslöschlichen schlimmen Folgen begleitet sey. Aber das ganze Naturgefühl des Menschen sträubt sich auf — bey dem Gedanken an zeitliche und ewige Strafen, so wie bey dem an Gott, als einen nie aufhörenden Peiniger seiner Geschöpfe.

Dinge der Art einer großen Versammlung vorlesen, heißt es nicht, aller Menschenvernunft und allem Menschengefühl Hohn sprechen? oder auch, — voraussetzen, daß die Zuhörer, bey Gegenständen von so großem und höchst-ernstem Inhalte, sich gar nichts denken und mehr empfinden sollen? Ich glaube sehr gern, daß das letztere bey dem großen Theil der Gemeine der Fall ist: aber wenn wir Geistliche unsre Zuhörer so gewaltsam dazu

zwingen, darf es uns befremden, daß es wirklich geschieht?

Wie weit die Verachtung und gänzliche Herabsetzung der menschlichen Naturkräfte, nach dem alten System, getrieben ward, ist überflüssig zu erwehnen. Eben waren wir von diesem, die Güte des Schöpfers so offenbar entehrenden, Dogma zurückgekommen; als Kant uns durch die Einführung des bösen Princips beynahe wieder in den alten Wust zurückgestürzt hätte. Das von ihm aufgestellte Axiom läßt sich allerdings, wohlgefaßt, vernünftig deuten: aber dem Misverstande und dem Misbrauch ist es, wie so manche andre Lehrsätze seiner Sitten- und Religionslehre, gar sehr ausgesetzt. Es eckelt mich, meine Behauptung durch Anführung der Stellen aus einigen Predigten von dem allerneusten Styl zu belegen.

Eine Predigt von Zollikofer über die Selbstprüfung hat, zwar nicht durch einzelne Behauptungen, aber durch den Eindruck des Ganzen, mein moralisches Gefühl zurückgestoßen: indem die zahllose Menge höchst-feiner, höchst-gesuchter und

künst-

künstlicher Fragen, welche dem Menschen, sich selbst vorzulegen, zur Pflicht gemacht wird, die Unmöglichkeit ihrer Beantwortung in sich schließt.

Die Lehre von dem kategorischen Imperativ der kritischen Schule, wie sie da von einigen allerneusten Philosöphlingen von der Kanzel herab den christlichen Gemeinen vorgetragen wird, beleidiget Menschenverstand und menschliches Gefühl auf die schneidendste Art. In einer dieser seynsollenden Predigten von einem sonst nicht ungeschickten jungen Geistlichen heißt es: „Der wahrhafte Verehrer der Tugend muß ohne alle Absicht, ohne alle Zwecke handeln: er muß schlechterdings keine Rücksicht nehmen auf Gewinn und Vortheil; nicht einmal auf die Folgen und Wirkungen seiner Handlungen, weder auf die guten, noch auf die bösen, muß er Rücksicht nehmen." Ich schreibe diese Stelle aus der gedruckten Predigt wörtlich ab. Wer mit dem kritischen Moralsystem vertraut ist, ahnet wohl, was der Mann sagen will: aber er ahnet's auch nur. Denn die Ausdrücke, „ohne alle Absicht und ohne alle Zwecke handeln;" und eben so: „weder auf die bösen noch auf die guten

Folgen und Wirkungen seiner Handlungen Rücksicht nehmen;" enthalten doch offenbar einen allen Vernunftgebrauch aufhebenden Widerspruch, in welchen man nur durch hinzugedachte Mittelideen, welche der Redner selbst aber hier gar nicht weckt oder veranlaßt, den wahren Sinn legen kann. Wer nun nicht durch Bekanntschaft mit dem kategorischen System im Stande ist, diese Mittelideen selbst herbeyzuschaffen: dem klingt dies alles wie baarer Unsinn. Ein solcher geistlicher Redner könnte allenfalls à la Sancho Pansa sagen: „Gott versteht mich, wenn auch meine Gemeine mich nicht versteht: er weiß, daß ich mit alle dem nichts weiter, als den kategorischen Imperativ habe ausdrücken wollen." Oder er könnte auch, mit einem kleinstädtischen, aber übel-beredten Bürgermeister in dem Cervantischen Werk sagen: „Ich versichre euch aufrichtig, ich will immer das möglich-beste sagen: aber ich treffe es nur nicht immer."

Trösten — ist überhaupt ein höchst gewagtes und schwüriges Unternehmen: und ich vermeide es daher herzlich gerne, (wenn ich's gleich nicht immer vermeiden kann) in irgend einem Thema ge-

radezu auf Tröstung und Beruhigung bestimmter Gattungen von Leidenden oder Unglücklichen hinzuarbeiten. Mir scheint es, daß Predigten dieses Inhalts, wenn sie auf gebildete Geister auch nur einigermaßen wirken sollen, mit dem feinsten moralischen Zartsinn bearbeitet werden müssen. Denn durch welche Armseligkeiten zuweilen ungebildete Gemüther getröstet (wenigstens scheinbar getröstet) werden können, ist bekannt. Eben daher aber auch — die fast allgemeine Unwirksamkeit religieuser Trost- und Beruhigungsgründe, wie sie nun gewöhnlich von den Kanzeln herab vorgetragen werden. Ein bey dem gedrückten und leidenden Theil des Volks höchst beliebtes, ein eigentliches Volksthema also, ist das Vertrauen auf Gott: wovon dann auch die gemeine Gattung unserer Popularprediger nur zu häufigen Gebrauch macht. Nur vor einigen Wochen noch hörte ich, in einer angesehenen Berlinischen Stadtkirche, eine Nachmittagspredigt folgendes Inhalts:

Hauptsatz: Wir müssen Gott vertrauen, denn er ist

1) Allmächtig. 2) Allweise. 3) Gütig. 4) Heilig und Gerecht.

„Wir müssen! Wir müssen!" Das ist das ewige Wort der gemeinen Gattung unserer Herren Geistlichen: unterdeß der arme getäuschte Zuhörer seufzt: „Aber wie komme ich dazu? auf welchem Wege, durch welche Mittel leitest du mich zu dem großen Ziel?" Eine solche Trostpredigt läßt sich durch folgende Zurückführung auf ihren wahren Gehalt in ihrer vollen Abgeschmacktheit darstellen: Der geistliche Tröster nämlich thut im Grunde nichts anders, als daß er seine Gemeine also anredet: „Ihr wollt getröstet seyn? Nun, so sage ich's euch hiemit: ihr müßt getröstet seyn."

Eine würdige Huusmutter, welche in ihrer Familie einen schweren Verlust erlitten hatte, bestellte sich unlängst (man verzeihe mir diesen traulichen Ausdruck) bestellte sich unlängst bey mir eine Predigt über das Vertrauen auf Gott. Da die Versammlung, welcher sie sich anschließt, nur klein ist, so verweigere ich nie, und verweigerte auch diesmal nicht — eine so treuherzige Bestellung.

(Wollte Gott, Aufträge der Art würden uns von unsern Zuhörern öfter gemacht! so würden wir wenigstens versichert seyn, durch unsre Predigt

dieses und jenes gute Herz zu erbauen; indem es unmöglich ist, jede Predigt jedem Herzensbedürfniß anzupassen.)

Ich bin überzeugt, daß es viel bessere Predigten über das Vertrauen auf Gott geben wird, als die meinige, dem Auftrage der guten Hausmutter gemäß gehaltene, seyn mochte: so herzlich auch die Leidende sich dadurch getröstet fand. Aber hier ist in wenigen Worten die Skizze meiner damaligen Predigt, (von welcher ich auch wenig mehr, als diese Skizze, aufgeschrieben hatte) Text: Hiob 1, 31. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: der Name des Herren sey gelobet. 1) Es fällt unserm Herzen oft sehr schwer, dem frommen Dulder diesen Ausruf nachzubeten. 2) Natur und Bibel, Erfahrung und Menschenleben, lassen es uns nicht an Gründe fehlen, zu glauben, daß Gott alles wohl mache. 3) Es ist unsre höchste Pflicht, und zugleich der seligste Trost für uns, uns dem Willen eines alles wohlmachenden Gottes zu unterwerfen.

Ein ächter Professor der Homiletik wird gegen die Logik, Metaphysik und Exegetik in dieser Disposizion gar viele und gründliche Erinnerungen zu

machen finden: ich wollte weder syllogistisiren, noch metaphysiciren, noch exegesiren; in wollte meiner guten Hausmutter und allen ihr gleichgesinnten Seelen in der Versammlung Trost zusprechen: und bemerke nur vorübergehend, daß jeder Nicht-Professor und Nicht-Homiletiker unter meinen Lesern es selbst schon dieser Skizze von Dispozion ansehen wird: wie es mir in der Predigt vielmehr zu thun war, den Trostspruch zu insinuiren, als durch das theologische Muß zu befehlen, ihn mehr als heilsam anzurahen, als aufzudringen: wie ich anfangs in die natürlichen Einwendungen, Klagen, Zweifel des leidenden Herzens einstimmte, und es selbst durch diese Einstimmung allmählig zu der entgegengesetzten Ueberredung hinzuleiten suchte u. s. f. Denn ein bekümmertes Gemüth geradezu und unmittelbar in ein zuversichtliches und frohes Gemüth zu verwandeln — ist schlechterdings unmöglich.

Noch eine andere Beleidigung des natürlichen Menschengefühls liegt in dem Satz, den ich von vielen und zum Theil nicht ungeschickten Geistlichen weitläuftig aus einander setzen hörte: „daß ein

gutes Gewissen nothwendig glücklich mache." Man kann allerdings viel wahrhaft-erbauliches über den Trost und das Glück eines guten Gewissens sagen: aber daß ein gutes Gewissen nothwendig glücklich macht, widerspricht dem natürlichen Gefühl, der Erfahrung, der Vernunft: grade das macht ja oft das Kränkendste in dem Unglück eines Menschen aus, daß er, ungeachtet der unbescholtensten Handlungen seines Lebens und Gesinnungen seines Herzens, sich in der trostlosesten Lage befindet.

Alle directe, besonders aber alle mit Stolz und Hohn gegen eine forschende Vernunft vorgetragene Beweise vom Daseyn Gottes und von künftiger Fortdauer — erkläre ich für indirekte Beleidigungen des gemeinen Menschensinnes und natürlichen Gefühls; denn jener, so wie dieses, ahnen es dunkel, aber lebendig, daß in diesen Dingen keine philosophische und keine mathematische Beweise gelten, daß von göttlichen und jenseitigen Gegenständen kein Philosoph und kein Naturforscher im geringsten mehr wissen kann, als der geringste

Menschengeist; ein Resultat, welches, besonders die kritische Philosophie, verdeutlichet, und durch unwiderlegliche Gründe darthut.

Wer auf die Stimme des Volkes achtet, der wird die Ueberredung von der Nichtigkeit aller jener einst so gepriesenen Beweise, selbst in den niedern Klassen, in unsern Tagen ziemlich allgemein finden, wie es denn auch, durch den herrschenden Geist des Zeitalters, nicht anders seyn kann. Ein Beweiß davon ist folgender Auszug aus dem Billet eines meiner Zuhörer an mich, dat. v. 19ten 1802. (Der Mann ist aus der arbeitenden Volksklasse.)

Ich hatte nämlich am ersten Ostertage dieses Jahres über die Hoffnung einer bessern Welt geprediget; aber alle gewöhnliche sogenannte Beweise dafür aus der Philosophie oder aus der Naturordnung als schlechthin unzulänglich verworfen; hatte behauptet, daß — nur, wer an Güte und Heiligkeit des ewigen Schöpfers glaubt, auch eine bessere Welt jenseits des Grabes glauben kann, u. s. w.

(Alles, was meine Person betrifft, laß' ich weg:)

„Ach Sie sprachen doch so ganz aus meinem Herzen, und Sie werden es sich kaum vorstellen, welche Wonne es für einen Wahrheitsfreund ist, wenn er über Lehren oder Wahrheiten der Vernunft und Religion so reden hört, wie der gesunde Menschenverstand es fassen kann. Dies war es nun, was mir in der Predigt so wohl gefiel, was so ganz die Sprache meines Herzens war; denn so oft ich der Sache von der Wiederbelebung des Leibes oder Fortdauer der Seele nachgedacht habe, hat sich mein Geist gleichsam zu Gott erhoben, und flehentlich gewünscht, mehr Licht in dieser Sache zu haben, und zwar fast mit eben den Gedanken und Worten, wie Sie davon sprachen. Was von vielen über diesen Gegenstand gesagt wird, und die Art, wie die Beweise gestellt werden, ist wirklich oft empörend. Es ist unausstehlich, wenn man zu beweisen sucht, was sich nicht beweisen läßt, wenn man den als einen Bösewicht bis in die unterste Hölle verdammt, der etwa noch diesen und jenen Zweifel fühlt, den er vielleicht selbst gern loß wäre. Aber die Fortdauer der Seeele ist höchst wahrscheinlich, ist des wärmsten Wunsches werth

kann dem liebevollen Gott sicher zugetraut werden. O da wird jedes nicht ganz unverdorbene Herz gewiß mit einstimmen. Gott erhalte Sie noch lange, lange."

Mündliche oder auch schriftliche Bemerkungen über diesen und jenen seiner öffentlichen Vorträge erhält gewiß jeder, von seiner Gemeine nur nicht ganz gehaßte oder verachtete Prediger: aber die Aeußerungen dieses Mannes, (der jedoch nie etwas bey mir gesucht hat, ungeachtet er nun schon seit einem Jahr von Zeit zu Zeit ein Billet dieser Art in meinem Hause abgegeben) *) sind mir mit Recht

*) Der Mann gehört eigentlich nicht zu der Klostergemeine, welcher er sich anschließt: er hatte, wie er mir selbst schrieb, einst zufälliger Weise eine Predigerstimme des Morgens im Vorbeigehen durch die Kirchthüre schallen hören, und war näher getreten. Seitdem besucht er diese Kirche. Eins seiner Billette hebt freimüthig und unverhohlen auch so an: „Heute wär' ich fast ohne Erbauung aus der Kirche gegangen: die einzige Stelle aber rc." Der Leser wird mich, dieser Anführungen wegen, hoffentlich keines Ehrgeitzes beschuldigen; werth sind mir, wie jedem rechtschaffenen Geistlichen, solche Aeußerungen der Zuhörer allerdings. Wenn ich aber einigen Ehrgeitz hätte, so steckten die Ziele desselben wohl anderswo.

werth, und die obenangeführte betrifft, wie der Leser sieht, gewiß keinen gemeinen Gegenstand.

Aber was lernen wir unter andern aus dieser Aeußerung des Mannes? Die große Wahrheit, von welcher sich ein Theil unserer geistlichen Herren, zum höchsten Nachtheil für die Religion nicht überzeugen zu wollen scheint, daß es unter den „gens comme cela!" (S. oben) auch denkende Geister giebt, und daß auch diesen gewisse veraltete Dinge für veraltet gelten.

Wenn wir dann nun Daseyn Gottes und Fortdauer nach dem Tode nicht directe demonstriren sollen: sollen wir dem Volk Zweifel, Einwürfe, Gegen-Gründe in die Seele werfen?

Ich antworte: Lasset uns den Vortrag der Bibel, und insbesondere auch unseres hohen Vorbildes, Jesu Christi nachahmen. Wer spricht mit unerschütterlicherer Zuversicht, mit höherer Freudigkeit von Gott und Vorsehung, als David in seinen Psalmen, und die Propheten in ihren Reden? Wer von diesen Gegenständen und von Hoffnung ewigen Lebens, als — Jesus Christus und seine Apostel? Und dennoch demonstriren sie nie!

Die apogogische Beweisart: z. B. Gesetzt nun, es wäre kein Gott und keine Vorsehung: es fände kein anderes Leben statt, u. s. w. habe ich von je her als die kräftigste und eindruckvollste in Hinsicht auf diese Dogmen gefunden. Auch scheint mir dies in der Natur der Sache zu liegen. Denn saget mir: welches Positive, welche Realien können wir, ausser dem unerlaßlichen Bedürfniß des menschlichen Geistes und Herzens, ausser der Forderung einer sich selbst vollendenden Vernunft und vernünftigen Natur, unsern Zuhörern zur vollen Befriedigung anführen? Nicht-positiv (ich drücke mich ungewöhnlich, aber, ich hoffe, nicht unverständlich aus) ist unsere Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen: nicht-positiv sey daher auch unsere Beweis- und Darstellungs-Art derselben.

Vielleicht können künftige Homeletiker und Dogmatiker diese Bemerkung, welche ich bis dahin wenig beherzigt fand, fruchtbar benutzen. Sie wirft auf die Darstellung der religieusen Dogmen ein neues Licht; wenigstens ist die bis jetzt fast durchgängig herrschende Darstellungsart derselben nicht

die, welche aus dieser Bemerkung hervorgeht. Denn selbst die sogenannten moralischen Beweise dafür (die doch Kant selbst, ihr Einführer, mit Recht für keine Beweise angesehen wissen will) werden ja von der größern Anzahl seiner seinwollenden Schüler craß=positiv dargestellt.

Doch bin ich weit entfernt, die gewöhnlichen Beweise aus der Vernunft, wie aus der Sittenlehre, dem öffentlichen Volksunterricht entzogen wissen zu wollen: nur anders gestellt und geordnet, aus andern Gesichtspunkten, als aus dem der vollgültigen Demonstrazion, wünscht' ich sie betrachtet.

Daß wir bei der bisherigen Darstellungs= und Ansichtsart nicht einmal dem gemeinen Mann, geschweige dann geübtern Denkern, Genüge thun, geht aus dem von mir angeführten Billet hervor.

Sich weitläuftiger über das eigentliche Wie? der Darstellung für den zu verbreiten, dem die gegebenen Winke nicht verständlich genug sind, ist hier der Ort nicht.

Ueber Verhältniß des Offenbarungs=

glaubens zur Sittlichkeit, und insbesondere auch über Art und Charakter des Gebrauchs, welchen man davon in öffentlichen Vorträgen an christliche Gemeinen zu machen hat, glaube ich mich in der Schrift: „Sollte Religion den Menschen jemals enttbehrlich werden? Berlin 1797" ausführlich erklärt zu haben. Die Schicksale dieser Schrift charakterisiren den religieusen Geist des Zeitalters. Daß ich diesem Geist in der Schrift eine kühne Stirne bot, ist in der Vorrede und in dem Werke selbst hinlänglich angedeutet. Unmöglich konnt' es mich befremden, das einige achtbare Geschäfftsleute in Berlin nicht wußten, was sie von dem Buche denken sollten. Einer jener würdigen Geschäftsmänner hatte mich sogar, noch eh' es gedruckt erschien, freundschaftlich ermahnt und gewarnt, doch ja nichts der Art zu schreiben: die gegen mich gutgesinnten dieser Herren erklärten es für „eine Paradoxie, welche der Verfasser nun einmal — liebte."

Dagegen erklärt der Verfasser hier, wie in der Vorrede der benannten Schrift, daß es ihm in einer so wichtigen Sache, wie Religion und Offen-

barung sind, um Wahrheit, nicht um Paradoxie zu thun ist: daß es ihm eigenthümlicher Zweck war, gewissen von den neuern Exegeten zu sehr herabgewürdigten religieusen Vorstellungsarten ihre unableugbare Ehrwürdigkeit zu vindiciren; gewisse durchaus vernachlässigte Ansichten der christlichen Religionsgeschichte und der eigenthümlichen Wirkungen des Christenthums in die Geschichte der Menschheit, zu beherzigen, und besonders auch in der Behandlung des Offenbarungsglaubens im Unterricht an das Volk jene weise Behutsamkeit anzuempfehlen, durch deren Vernachlässigung in den Gemüthern des Christen-Volks so viele und so schändliche Spaltungen, Verwirrungen, Beängstigungen, nicht selten Unglaube und gänzliche Religionsverachtung, hervorgebracht werden. Mich dünkt: Zwecke der Art, die ich in meinem Werk zu erreichen suchte, waren etwas edler, gründlicher und ehrwürdiger, als die windige Hypothesensucht so manches Exegeten.

Es wäre sehr unrichtig, und meiner Absicht ganz entgegen, das hier gesagte auch nur auf die entfernteste Art als eine Vertheidigung gegen die

angedeuteten Geschäftsmänner zu betrachten: über gewisse tiefliegende Untersuchungen erwartete kein Vernünftiger ein gründliches Urtheil von Leuten, die nur im Vorbeigehn zu lesen und zu denken gewohnt sind. Zu einem meiner nicht-christlichen Freunde, der das gedruckte Werk vor der Bekanntmachung auf meinem Pult liegen sahe, sagte ich: (und ich führe mein Wort an, weil es den bestimmtesten Wink zur rechten Beurtheilung des Werks enthält) „Ne ipsi quidem Diabolo negeanda est defensio: numquid ergo Christianismo? Aber geben sie Acht, Freund: unsre gegenwärtigen Herren Theologen haben nicht einmal so viel Gerechtigkeitssinn, als unsre Juristen!"

So sagte ich: aber das theologisch-literarische Publikum war gerechter, als ich's selbst geglaubt hatte, und fand in der Schrift noch etwas mehr, als eine bloße Parodoxie: einige der scharfsinnigen Religionsphilosophen benutzten einen Theil der von mir dort aufgestelltn Theoreme, und bildeten sie weiter aus (s. oberdeutsche Litter. Zeitung.) Die wesentlichsten meiner Ansichten der Kantischen Re-

ligi-

ligionslehre, und insbesondere auch seiner sogenannten Moralbeweise, sind in der Folge, wenn auch nicht durch jene Schrift allein, gangbar geworden: eine, freilich für orthodox gehaltene Nazion, hat sich das Werk angeeignet, und ein aufgeklärter katholischer Geistlicher, Herr Mrosch, Pfarrer in Rothsürben bei Breslau, erfreuete mich, bei seiner Anwesenheit in Berlin, mit der Nachricht, daß das Werk den Beifall der dortigen katholischen Geistlichen, vorzüglich auch durch die Gerechtigkeitsliebe gewonnen, mit welcher ich, gegen die Sitte der Protestanten, von den Großen unter den Kirchenvätern geurtheilt.

Was aus dieser Schrift zu meinem gegenwärtigen Zweck gehört, ist die dort eingeschärfte weise Vorsicht und Behutsamkeit in der Behandlung des Offenbarungsglaubens im Unterricht an das Volk. „Schweigend, drüber hingehn," ist hier die beste Maxime:" hör ich einige Herren Prediger mir zurufen. Aber ich entgegne: Können wir dies überall und immer? Nichts ist leichter, jungen, uneingenommenen Gemüthern die wahre Ansicht der Bibel beyzubringen: aber den Offenbarungs-

glauben in Geistern — selbst sehr verständigen und übrigens nicht unerleuchteten, — bey welchen er in feste Ueberzeugung, in Grundsatz und Gesinnung übergegangen, (und dies war unleugbar der Fall bey einer nicht geringen Anzahl unserer bisherigen Zuhörer) in solchen Geistern zu vernichten, ist immer ein höchst gewagtes, oft durchaus gefährliches Unternehmen.

Die Schwäche der Vernunft, in Hinsicht auf die Erkenntniß göttlicher Dinge, ward in dem alten System so richtig anerkannt, wie sie es seyn muß: diesen Mangel der bloßen Vernunft-Erkenntniß ersetzten die Offenbarungen der Bibel und die Erscheinung Jesu Christi auf Erden: durch die Vernichtung des Offenbarungsglaubens nimmt man dem so überzeugten Menschen den von der erbarmenden Gottheit, wie mit eigener Hand, dargereichten überschwänglichen Ersatz: und was giebt man ihm an dessen Stelle? nichts. Denn das neue Religions-Creditiv ist gestellt — eben auf jene für so schwach und unsicher anerkannte Vernunft. Es kommt ja in dieser Sache schlechterdings nicht auf das an, was Wahrheit ist, son-

dern auf das, was den Gemüthern, nach einer gewissen Präformazion durch Unterricht, Beyspiel, Gewöhnung, als Wahrheit erscheinen muß. Hohe Zuversicht in dem Glauben an Gott, in der Ueberzeugung von seinen gnadenvollen Gesinnungen gegen die Menschen, und von seinen noch über Tod und Grab hinaus zu verherrlichenden Absichten mit ihnen, — dies war die große, in ihrer Art einzige, Wirkung, welche der Offenbarungsglaube in der Mitte der Christenwelt hervorgebracht hatte, wie sie noch durch keine andre Religion hervorgebracht ward. Siehe meine oben angeführte Schrift, besonders Seite 89 — 93. Indem ich, vor einer halben Stunde, zufällig in den Werken des französischen Philosophdn d'Alambert blättere, finde ich folgende schöne, hieher gehörige Stelle:

„Es fehlet viel, daß die kleine Anzahl der gewissen Kenntnisse, auf welche wir rechnen können, allen unsern Bedürfnissen abzuhelfen vermöge. Die Natur des Menschen ist dem Menschen selbst ein undurchdringliches Geheimniß, wenn er nur durch die Vernunft erleuch-

„tet ist: und die größten Geister, welche in dies „Geheimniß mit aller ihrer Denkkraft einzudrin„gen suchen, gelangen gar oft so weit, daß sie et„was weniger, als die übrigen Leute da„von wissen. Man kann eben dieses — von „unserm gegenwärtigen und künftigen Zustande sa„gen, von dem Daseyn und der Natur des We„sens, dem wir unser Daseyn verdanken, und von „der Art der Verehrung, welche es von uns fo„dert. Nichts ist uns also nothwendiger, als eine „geoffenbarte Religion, damit sie uns von „so wichtigen Dingen nähern Unterricht ertheile. „Da sie bestimmt ist, unserer natürlichen „Erkenntniß zur Ergänzung zu dienen, so „zeigt sie uns einen Theil desjenigen, was uns ver„borgen war: aber sie schränkt sich zugleich auf „das ein, was uns zu wissen nothwendig ist. Ei„nige Glaubenswahrheiten und wenige Ausübungs„lehren oder Sittenvorschriften — das ist's alles, „was die geoffenbarte Religion darbietet. Jedoch „ist selbst das Volk, durch die Einsichten, „welche sie der Welt mitgetheilt hat, „zuversichtlicher und entschlossener in

„Hinsicht auf eine große Anzahl wichti„ger Fragen geworden, als alle Secten der Weltweisen es gewesen sind." — D'Alambert de l'origine et des progres des sciences et des arts.

Bekannt ist's, wie der berühmte Skeptiker von dem Werth aller positiven Religion dachte: aber die von mir oben beherzigte hohe Zuversicht des Glaubens an göttliche Dinge, als die eigenthümlichste Wirkung der Religion des Christenthums in die Geschichte der Menschheit, konnte dem scharfsinnigen Denker unmöglich entgehn, und er hat sie kräftiger ausgesprochen, als viele unserer berühmtesten Exegeten und christlichen Geschichtsphilosophen.

Daß die Vernunft, seit d'Alemberts Zeiten, in der Erkenntniß göttlicher Dinge mehr Klarheit, Zuversichtlichkeit, Festigkeit gewonnen, würde doch offenbar lächerlich seyn zu behaupten.

In der Analyse unserer intellectuellen und moralischen Begriffe hat sie, durch die kritische Philosophie, unbestreitbar, wesentlich gewonnen: aber jene Gattung an Kenntnissen hat dadurch nicht den allergeringsten Zuwachs erhalten,

wenn man anders nicht die gründlichen Erörterungen über Wesen und Charakter dieser Erkenntniß Gattung dafür rechnen will, wie ich es selbst dafür rechne.

Wer daher einem vom Offenbarnngsglauben durchdrungenen Gemüth den Offenbarungsglauben selbst raubt; nimmt ihm etwas großes, überschwängliches, durch nichts anderes zu ersetzendes. Vergebens suchet ihr einen solchen Geist mit dem kategorischen Imperativ, mit der Antinomie der Vernunft, mit den moralischen Religionsbeweisen, anzufüllen: es ist eine und dieselbe schwache, unsichere, dunkelleuchtende Vernunft, welche ihr ihm darbietet: jenes Große, Ueberschwängliche fehlt: und es bleibt im Gemüth — nur der Platz, wo es einst war, (et campus ubi Troja fuit. Virg.) eine ungeheure, ewig-unausfüllbare Leere. —

Ein höchst auffallendes Beyspiel davon hat der ehrliche Philosoph Reinhold der Welt vor Augen gestellt. Seitdem er die Offenbarungen der Bibel zu bezweifeln angefangen hatte, suchte er zuerst in dem kritischen System, dann in seinem eigenen,

dann in dem Fichtischen und jetzt in dem Bardilischen, Ersatz: suchte, fand ihn, und verwarf den gefundenen: höchst wahrscheinlich wird man einst auf den edlen, von mir sehr werthgeschätzten Mann, das bekannte Wort des Plinius anwenden müssen: Poenituit eum poenitentiae.

Ich bin weit entfernt von der Ueberredung, daß es, durch die ursprüngliche Einrichtung der menschlichen Natur, einem jeden rechtlichen Wahrheitsforscher ergehen müsse, wie es Reinholden ergangen ist: eine Menge von Beyspielen bezeugt das Gegentheil. Aber, was einem der hellesten Denker begegnete, wie viel leichter wird es Geistern geschehen, welche zu wenig Kraft, und, wenn auch Kraft, zu wenig Zeit haben, ganz neue Ideen bis zur vollkommenen Klarheit und bis zur allseitigen Berührung mit ihrem ganzen Denk- und Empfindungssystem durchzuarbeiten. Denn gewiß ist es doch etwas ganz anderes, wenn der Geist eines Spaldings, eines Tellers, (beyde, besonders der erstere, ehedem biblische Super-Naturalisten, wie es aus Spaldings früheren

Predigten jedem einleuchtet) sich allmählich bis zu dem reinen Naturalismus und Razionalismus erheben: und wenn dagegen Geister von dem eben bezeichneten Charakter oftmals durch ein Gespräch, durch eine Stelle im Buch, oder in einer Predigt, aus dem Offenbarungsglauben gleichsam aufgeschreckt und herausgescheucht werden: welches doch bey vielen Mitgliedern christlicher Gemeinen bis dahin der Fall war.

Daher auch nichts weniger zu bezweifeln ist, als daß die große Menge von Gleichgültigen, besonders die von der älteren Gattung, welche sich in allen christlichen Gemeinen finden, vorzüglich aus solchen vom biblischen Super-Naturalismus zum Razionalismus Uebergangenen besteht.

Wenn der scharfsichtige St. Evermont, den ich, nächst Montaigne, für den schätzenswerthesten unter den älteren Philosophen der Franzosen erkläre, einmal sagt: „Nie wird das Volk mit Eifer an Gott glauben, wofern ihr es ihm nicht gestattet, es mit einiger Beimischung von Aberglauben zu thun; so hat er, nach meiner Meinung, zwar nicht von einer

allgemeinen Eigenschaft der unverbildeten Menschen-Natur gesprochen, aber er hat ein großes und sinnvolles Wort gesagt, welches durch die neuere Religionsgeschichte des gesammten protestantischen Christenvolks unbezweifelbar bestättiget ist; und woraus sich noch einige praktische Schlußfolgerungen ziehen lassen, deren weitläuftigere Entwickelung mir an diesem Ort, — und vielleicht überall nicht — räthlich zu seyn scheint.

ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει. Ich wünschte, St. Evermont's bedeutungsvolles Wort auf die Thüre so manches stürmisch-aufklärenden Consistoriums, als auf einer Warnungs-Tafel, angeschrieben zu sehn. Der Dresdner-Oberhofprediger Reinhard scheint mir den hohen Sinn dieses Wortes weiser zu beherzigen, als unsre berühmtesten Theologen. Aber die Knaben verstehen den Mann nicht!

Sträflich-unwürdig würde es von einem Religionslehrer seyn, Dinge für unfehlbar-gewiß zu erklären, oder als solche, in der Volksmeinung aufrecht erhalten zu wollen, welche durch eine unbefangene Vernunft keineswegs dafür gelten kön-

nen. Jedoch warum verbrennen, statt wohlthätig zu erleuchten?

Daß ich mit allem diesem noch etwas mehr sagen, als bloß pastoralische Behutsamkeit einschärfen wollte; wird der nicht oberflächliche Leser von selbst entziffern.

Man darf sehr wenig Denker seyn, um der sogenannten philosophischen Religionserkenntniß auf den Grund zu schauen: aber man muß ein philosophischer Geck seyn, um auf die Allhinlänglichkeit der Vernunft zu trotzen. Wer es beherzigt, daß der menschliche Geist in Sachen der Religion nur die schreckliche Wahl hat zwischen Allem und Nichts: der . . .

Du hältst viel auf Kant, mein Zeitalter! Aber nicht wahr? die Religionslehre des Mannes setzte den größten Theil deiner — Aufgeklärten in Erstaunen? — Kant drückt sich nicht immer allverständlich aus: aber er fühlt und ahndet mächtig, groß! Einige der vielen, einzeln-verstreuten Winke in seinen Werken gehen weit über sein System hinaus: und er ist mir,

was er mir ist, beynahe mehr noch durch Winke dieser Art, als durch sein System.

In wie fern sind moralische Belehrungen für das Volk nothwendig? und in wie fern müssen mit den moralischen Belehrungen die religieusen Dogmen von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit verbunden werden?

Man hat gegen die Nothwendigkeit moralischer Belehrungen für das Volk manches scharfsinnige, nichts gründliches, vorgebracht: man hat gesagt: — „die Menschen würden dadurch nur zu Sophisten, höchstens zu guten Raisonneurs gebildet: man könne sie vortreffliche Maximen lehren, aber ihnen keine edle Gesinnungen einflößen," u. s. w. Diese und ähnliche Einwürfe schwinden vor dem Auge des Denkers hin, wenn er folgende Theoremen erwegt:

1) Die Ideenbilder von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Tugend und Laster, sind dem menschlichen Gemüth so tief und lebendig eingeprägt, daß jede Darstellung davon, sey's für

den Verstand, sey's für die Sinne, die Liebe zur Tugend, den Haß gegen das Laster, wenn auch nur mittelbar — durch eine gewisse allgemeine Läuterung der Begriffe und Empfindungen, — verstärken muß.

2) Der Werth und die Würde der Tugend, welche sich durch das angeborne sittliche Gefühl ankündigen, und durch die Erfahrung im allgemeinen bestätigen, werden oft durch die glücklichen Folgen des Lasters so verdunkelt, daß eine deutliche Zergliederung des eigenthümlichen Wesens und Werthes der moralischen Verhältnisse dem Volke, als Nichtdenker, schlechterdings unentbehrlich ist.

3) Selbst Regeln der Klugheit, in so fern sie mit den Vorschriften der Sittlichkeit unmittelbar zusammenhängen, und eines erweiterten Nachdenkens bedürfen, oder nur durch schädliche Erfahrungen selbst erlernt werden könnten, gehören zu dem nothwendigen Unterricht des Volks, dessen Fehler, und nicht selten auch Laster, einem nicht kleinen Theil nach,

sich bloß aus Unwissenheit, Aberglauben und Unkunde des wahren Verhältnisses der Dinge ableiten.

4) Jede wahre Belehrung des Verstandes wirkt, wenn auch nicht durch einen nothwendigen Zusammenhang, — wenigstens vorbereitend und anleitend, — auf Verbesserung der Gesinnungen.

5) Auch der gemeine Menschensinn und das angeborne Moralgefühl verirren sich leicht in die gefährliche Dialektik und Sophistik der Leidenschaft.

6) Eine vom Staat ausdrücklich angeordnete moralische Lehr-Anstalt, dergleichen z. B. die öffentliche Gottes-Verehrung ist, giebt der Moral selbst, als der höchsten Gesetzgebung der Vernunft, eine gewisse sinnlich-anschaubare Sanction, welche eine äusserliche Darstellung der heiligen Achtung des Moral-Gesetzes im Innern des Gemüthes ist.

Trotz der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der moralischen Belehrungen wird dennoch jeder aufmerksamere Religionslehrer die Bemerkung gemacht

haben, daß es, verhältnißmäßig, nur wenige, das Volk mit allgemeinem Interesse anziehende, rein-moralische Vorträge giebt: eine Bemerkung, die man, bei dem ersten Aufkommen der rein-moralischen Reden, im Gegensatz mit den ehedem allein-gewöhnlichen und fast allein-zulässigen dogmatischen Reden, eine Zeitlang durchaus vergessen zu haben schien, die man aber, seit einem Jahrzehend etwa besonders, wiederum laut zu beherzigen angefangen.

Die Ursachen jenes auf den ersten Anblick sonderbar-scheinenden Phänomen's liegen theils in der Allbekanntheit moralischer Vorschriften, theils in der gewöhnlichen Trockenheit ihrer Darstellung und Zergliederung, theils in dem peinlichen Total-Eindruck des Ermahnens, Fodern's und pflichtmäßigen Sollens *), theils in dem äußerst

*) Ein Mann von erleuchtetem Geist und edlem Herzen sagte einst zu mir: „Ich will lieber eine wohlthätige Handlung ausüben, als eine trockene moralische Rede über die Wohlthätigkeit anhören." — Ich konnte dazu nichts als lächeln: denn er sprach hier ein sehr natürliches Menschen-Gefühl aus.

beschränkten moralischen Wirkungskreise des größten Theils unserer Zuhörer.

Die Wahrheit der eben angeführten und aus ihren Ursachen entwickelten Bemerkung ist durch die ganze Geschichte der Religion des Christenthums unwidersprechlich bestätigt; denn das Christenthum hat offenbar seine eigenthümlichsten, wesentlichsten und umfassendsten Wirkungen vielmehr durch seine Dogmatik, als durch seine moralische Vorschriften hervorgebracht.

„Das hätte nicht seyn sollen! durch seine Moral hätte es vorzüglich wirken sollen!" — Ich antworte: Sehr wahr. Aber es hat nun einmal so gewirkt: und dies sollte uns Lehrer weise machen.

Schon hieraus würde man also sehr richtig den Schluß ziehen, daß der V..lehrer, um die Gemüther der Zuhörer in Bewegung zu setzen, mit der Moral immer die großen Dogmen der Religion, von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit in Verbindung setzen müsse.

Denn diese Dogmen regen an und beschäftigen Sinnlichkeit und Verstand,

Einbildungskraft und Vernunft, Geist und Gemüth zugleich und unmittelbar; sie verbreiten selbst über die moralischen Gegenstände neues Licht, erquickende Wärme, und verstärktes Interesse.

Die erste Hälfte dieses Satzes könnte blos ästhetisch, d. h. einzig eine thätigere und vielseitigere Belebung des Gemüths beabsichtend, scheinen; und erklärt sich überdem von selbst; die zweite fällt mit der wichtigen Frage über das Verhältniß der religieusen Dogmen zur Sittlichkeit zusammen: eine Frage, deren Erörterung durch die allerneuste Religionsphilosophie um so viel dringender geworden, da einige Anhänger oder vielmehr Misdeuter der kritischen Philosophie mit der Behauptung hervorgetreten, die Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit seyen für die Moralität drückend.

Daher achten wir billig die andre Hälfte des obigen Satzes einer ausführlichern Beleuchtung werth.

Die Idee von Gott, (denn in dieser schließen sich zugleich die beyden andern ein) steht mit der

der Sittlichkeit in nothwendiger, wenigstens in unaussprechlich-heilsamer Verbindung.

1) Als Verdeutlichungs-Mittel der moralischen Gesetzgebung und der Aussprüche des Gewissens. Jeder in dem Religions-Unterricht der Jugend Geübtere wird die Idee der Gottheit, als Verdeutlichungsmittel der moralischen Begriffe, unwidersprechlich erprobt haben. Auch haben wir ja das Beyspiel aller alten Volksbildner darin vor Angen, welche die Idee der Gottheit ihrer bürgerlichen und sittlichen Gesetzgebung zum Grunde legten: wenn gleich die moralischen Begriffe der Völker wegen Unbekanntschaft mit dem in seiner vollen Reinheit damals noch nicht erreichbaren Begriff von der Gottheit, als der allerhöchsten Vernunft, eben durch jene Idee, in einzelnen Fällen, nicht selten auch verwirret wurden.

2) Als Erhöhungs- und Läuterungs-Mittel der moralischen Begriffe bis zur kategorischen Reinheit, besonders

vermittelst der Idee göttlicher Gerechtigkeit, Heiligkeit und Vollkommenheit.

3) Als Belebungsmittel des moralischen Gefühls, — durch die Idee eines allmächtigen und heiligen Welt-Schöpfers, Gesetzgebers und Richters jeder Pflicht und Tugend.

4) Als einziger Bürge für die endliche Zusammenstimmung der Glückseligkeit mit der Würde zur Glückseligkeit.

5) Als höchstes und letztes Trost- und Beruhigungs-Mittel über alle Räthsel der Vernunft und gegen alles Elend dieses Lebens — durch die Idee ewiger moralischer Fortdauer.

6) Als allerhöchstes Sanctions- und Heiligungs-Mittel aller und jeder heilsamer menschlicher Anordnungen.

Es ist nicht möglich, nach dem Bishergesagten das viel- oder vielmehr allseitige Interesse der re-

ligieusen Dogmen für die Sittlichkeit, und, welches auf eins hinauskömmt, die nothwendige Verbindung jener mit dieser in dem Volksunterricht, zu verkennen oder zu bezweifeln.

Uebrigens bin ich allerdings mit Kant der Meinung, daß eine zu große Annäherung der Idee von Gott, oder, um mich faßlicher auszudrücken, eine unbezweifelbar-gewisse, (etwa mathematisch-demonstrable) Erkenntniß der religieusen Dogmen für die Sittlichkeit eines sinnlich-vernünftigen Wesens, wie es der Mensch nun ist, drückend seyn, das heißt, durch Furcht oder durch Hoffnung unvermeidlich auf die kategorische Reinheit unserer Handlungen einfließen würde.

Die weise Entfernung, in welche die Idee von Gott nunmehr durch unsre eigenthümliche Erkenntnißart derselben gestellet ist, bindet die moralische Freyheit so wenig, daß es in dem System der Mysticker von jeher für eine der höchsten, so wie zugleich für eine der schwürigsten Pflichten der Gottgeweihten galt, den sinnlichen Geist bis zu jener überschwünglichen

Idee zu erheben und hinaufzuläutern. Selbst der Glaube des Christen, — außer den moralischen Gründen überdem noch gestützt durch die historische Thatsachen der Offenbarung, — blieb dennoch immer nur — eine Zuversicht dessen, was wir hoffen, und ein Nicht-Zweifeln an dem, was wir nicht sehen. (Hebräer 11, 1.)

Wenn aber die allerneuste Philosophie angefangen hat, die Idee von der Gottheit blos und einzig bis zu einer Idee der sittlichen Weltordnung zu sublimiren, oder, mit einem neuaufgekommenen Ausdruck zu reden, zu potenziren, ohne sie mit der Idee der allerhöchsten Realität zu verbinden; so wird dadurch jeder heilsame Eindruck, mit welchem die erhabenste und fruchtbarste aller Vorstellungen das menschliche Gemüth anspricht, durchaus vernichtet; und einige Predigten in diesem Transcendental-Styl, die mir unlängst in die Hände kamen, erfüllten meine Seele mit Eckel und mit dem innigsten Bedauren der armen Christen-Gemeinen, deren Geister durch solche Verfinsterungen erleuchtet, deren Herzen durch solche saft-

und kraftlose Abstractionen zu Vertrauen und Hoffnung belebt werden sollen. Fichte selbst, besonders in seiner Bestimmung des Menschen, behandelt diese Idee, als bloßer Philosoph, mit unvergleichbar=höherem Interesse. Aber der Verfasser der angedeuteten Predigten tadelt auch den Philosophen deshalb ausdrücklich, und beschuldiget ihn einer frömmelnden Heucheley.

Uebrigens erkläre ich unverhohlen, daß ich alle und jede, der Gottheit von uns zugeschriebene überschwängliche Eigenschaften, die moralischen nicht weniger, als die nichtmoralischen, für nichts anders, als für Symbole höherer, namenloser, jeder endlichen Natur unerkennbarer, für unentbehrliche Nothbehelfe sinnlich=vernünftiger Wesen halte, — ein Gesichtspunct, aus welchem ich die Hypostasirung der Idee von Gott selbst betrachte. Denn ich finde es durchaus begreiflicher, daß eine so beschränkte Natur, als die menschliche, von dem allerhöchsten Wesen nichts, durchaus nichts, oder wenigstens nur symbolisch erkenne; als daß ihr von dieser

Erkenntniß irgend etwas positives und reelles zu Theil geworden seyn sollte.

Trotz dieser von mir unbedingt zugestandenen Symbolität und Idealität unserer Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften, erkläre ich dennoch, nach denselben Grundsätzen, die unserm endlichen Geist inwohnende, ursprünglich aus seiner allgemeinen Erkenntnißform hervorgehende Idee von Gott für das erhabenste und dankenswertheste aller Gnadengeschenke der Gottheit an die Menschennatur, für ihre eigenthümlichste Offenbarung an uns.

Durch diese einzige Idee geht der Mensch über Sinnlichkeit und Erfahrung, über die Vernunft, über sich selbst hinaus; durch sie steigt er, wie mit einem ungeheuren Sprunge, um Millionen Stuffen höher von dem Standpunct, den er eigentlich durch seine Beschränktheit, in der Reihe der geschaffenen Wesen, einnimmt: durch das Geschenk dieser Idee vielmehr noch, als durch die moralische Freyheit, hat uns die Gottheit, um mit dem kühnen, von dem Apostel Jesu Christi selbst gebilligten Ausdruck eines griechischen Dichters zu reden, als

Wesen ihres Geschlechts gestempelt: durch sie ist einer endlichen Natur das Maximum aller Dinge gegeben: wie können wir das Unendliche anders, als endlich erkennen? Alle unsre Begriffe und Worte davon, alles, was wir intellectuel und moralisch von der Gottheit prädiziren, sind, wie der große Baco von Verulam sich erhaben ausdrückt, nur eben so viele Interjections-Partikeln und Bewunderungs-Ausrufe, wodurch wir unser Erstaunen über jenes geahnete Maximum zu erkennen geben: ihr könnet allen Inhalt dieser Idee vernichten, rein vernichten: aber die Idee selbst ist unzerstörbar: denn sie drückt nicht, wie ein bestimmtes Wort, einen in sich selbst vollendeten Sinn oder Begriff aus, sondern sie verknüpfet nur, wie eine Bindungspartikel, das Endliche mit dem Unendlichen. Das einzige Mehr als Menschliche an dem Menschen ist die Idee der Gottheit.

Ich zweifele, ob es den Herren Bardili und Reinhold gelingen wird, (ja ich glaube, daß man das Nichtgelingen zum Voraus demonstriren

kann) die Realität der übersinnlichen Erkenntniß, (in dem dogmatischen Sinne des Worts) zu retten. Unterdessen ist es ein Beweiß von der Wiederkehr unserer teutschen Philosophie zur Besonnenheit, (man verzeihe mir den Ausdruck: jedes neuaufkommende System verbreitet über die dafür schwärmenden Geister einen gewissen Wahnsinn, durch welchen sie sich gerade wie bey'm physischen Wahnsinn, nur auf gewisse Ideen heften, und andre, durch das System ausgeschlossene, an sich selbst eben so wichtige, ganz unbeseitiget lassen) daß man wieder anzufangen scheint, auch auf das intellectuelle in der Idee von Gott, (und nicht, wie im kritischen System, auf das moralische derselben ausschließend) Rücksicht zu nehmen und Werth zu setzen: hiedurch kann sich die Bardilische Philosophie allerdings einst wesentliches Verdienst erwerben.

Denn durch Kant's unaufhörliche Protestazionen über die gänzliche Leerheit des speculativen Theils in der Idee von Gott, und durch die ausschließende Berücksichtigung des moralischen, wird offenbar, selbst gegen Kant's eigenthümlich-

erklärte Absicht, und im Widerspruch mit dem Geist seiner ganzen Philosophie, die für die Religion entehrende Ansicht der religieusen Dogmen begünstiget, nach welcher sie blos und einzig als Ueberredungs-Mittel zum Guten, und als Abschreckungs-Mittel vom Bösen, betrachtet und behandelt werden, mithin für nichts mehr und für nichts weniger gelten, als für armselige Nothbehelfe, die Menschen zu der Ausübung der Pflichten der Gerechtigkeit und der Menschenliebe zu bewegen. Wie herabwürdigend für die Menschheit, sich von den Höhen des Himmels herab Bewegungsgründe zum Guten, sich aus den Tiefen der Hölle herauf Gründe des Abscheus vor dem Bösen zu hohlen! Wie herabwürdigend für die Religion, sie zu einem dürftigen, die Moral selbst entehrenden, ja gewissermaßen sie vernichtenden, Angehänge der Moral zu machen!

Aus allem, was in dieser vielseitigen Beleuchtung der religieusen Dogmen und ihres Verhältnisses zur Sittlichkeit beygebracht worden, erhellet zur Genüge, daß ich jede Predigt, in welcher we-

der unmittelbar noch mittelbar eines religieusen Dogma's gedacht ist, für eine gar strohherne Predigt, (ich rede mit Luthern), im eigentlichen Sinne für keine Predigt, halte; daß es die religieusen Dogmen vorzüglich sind, was unsern öffentlichen Vorträgen jene den Gemüthern des Volks so wohlthuende Salbung (onction) giebt.

* * *

Ist es möglich, daß, bey der in unsern Tagen herrschenden Verschiedenheit in den theologischen und philosophischen Ansichten der Religion, bey diesem, besonders in den christlichen Gemeinen, immer noch unentschiedenen Kampf zwischen Orthodoxie und Heterodoxie, ein Geistlicher unverhohlen, und mit voller Zustimmung seines Herzens, öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen kann?

So kühn diese Frage scheint; so muß es doch jedem Vernünftigen sonderbar vorkommen, daß ein ehrlicher Mann Sonntag für Sonntag, (manche Tage in der Woche miteingerechnet) vor versammleten Hunderten, (oft sehr gebildeten Menschen,) über Gegenstände sprechen, mit Empfindung, und

wo möglich, mit Begeisterung sprechen soll, über deren eigentlichen Grund und Zusammenhang er sich doch öffentlich zu erklären scheut. Eine solche Scheu könnte nur folgende drey Gründe haben: entweder Grundlosigkeit und innere Widersprüche des Religionssystems: oder Besorgniß, seine Gemeine zu ärgern.

Im ersten Fall muß kein rechtschaffener Mensch es wagen, Religionslehrer zu seyn: im zweyten muß schlechterdings kein Mann sich befinden, der andre Religion lehren soll; nicht einmal entschiedener Skepticker zu seyn, ist einem Religionslehrer erlaubt: denn einem Geist von einer solchen unüberwindlichen skeptischen Gemüthsart ist Predigen und Lehren Pein, und er wird seiner Pflicht in tausend Fällen nicht mit dem erfoderlichen Eifer genüge thun: im dritten Fall kann sich mancher furchtsamere, überzart empfindende, oder auch, nach Maasgabe des Grades der Aufklärung seiner Gemeine, weise, behutsame Geistliche befinden.

In Hinsicht auf den zweyten Fall gestehe ich, daß ich mit manchen meiner theologischen Meinun-

gen noch nicht völlig im Klaren bin, dagegen aber meine religieuse Ueberzeugungen vollkommen berichtiget habe: denn ohne dies würde ich, bey einer Denkart, wie die meinige, jede andere bürgerliche Lage einem so peinlichen Gemüthszustande vorgezogen haben, als derjenige ist, in welchen mich, als Religionslehrer, endlose Zweifelsucht nothwendig stürzen müßte. In Hinsicht auf den dritten erkläre ich, daß, bei sorgfältiger Erwegung des herrschenden Grades der Aufklärung in den beiden Gemeinen, vor welchen ich zu predigen habe, keine gegründete Ursache zu Besorgnissen statt findet, wenn ich mein religieuses Glaubensbekenntniß öffentlich darlegen wollte.

Es ist mir um mein selbst willen wichtig, — (denn einige hiesige theologische Geschäftsleute haben mich (S. oben) der Paradoxie und Mystik beschuldigen wollen); es kann einigen Furchtsamen unter meinen geistlichen Mitbrüdern als Beispiel der Freymüthigkeit aufmunternd seyn: kann zum Beweise dienen, was und wie man in gegenwärtigen Tagen über gewisse höchst wichtige Dinge öffentlich zu sprechen wagen kann; es ist endlich

dem verhandelten Abschnitt sehr angemessen, — daß ich mit meinem religieusen Glaubensbekenntniß schließe.

Dieses Glaubensbenntniß, (dessen Abfassung man es hoffentlich ansehen wird, daß es nicht nur exoterisch, sondern zugleich esoterisch ist) schreibe ich nicht erst jetzt nieder: es ist der Schluß meiner am letzten Kirchweihfest, am 12ten Sonntage Trinitatis, in Abwesenheit des Probst Zöllners in der Nikolaikirche öffentlich gehaltenen Predigt.

„Wenn in den neuern Zeitabschnitten sich hier „und dort die Sage erhoben — von gefährlichen Neuerungen in der Religion, von „unauflöslichen Zweifeln gegen ihre geheiligten Lehrsätze, von einer Vernunft, „die nicht weiterhin das göttliche Ansehn der Religion anerkennen will; welche „Thorheit! Welche Abgeschmacktheit, Dinge der „Art auch nur vorzubringen, geschweige dann, sich „dadurch irren, oder beunruhigen zu lassen!"

„Oder kann die Vernunft, trotz aller ihrer bewundernswürdigen Fortschritte in der Erkenntniß „derer Dinge, welche in die Sinne fallen, in

„göttlichen Dingen jemals mehr wissen, als „sie bis dahin gewußt hat? jemals tiefer eindrin„gen, als sie bis dahin eingedrungen ist, — um „hier mit mehr Zuversicht das Ja oder das Nein „auszusprechen?"

„In allen übrigen Künsten und Wissenschaften „mag sie es durch neuerfundene Werkzeuge, durch „neue Beobachtungen, durch genauere Berechnun„gen und scharfsinnige Schlüsse, immer weiter „bringen, immer glücklicher forschen. Aber welche „Werkzeuge sind ihr gegeben, und welche neue Be„obachtungen bieten sich ihr dar, um bis zum „Thron des Ewigen, des Unendlichen aufzusteigen? „Durch welche Berechnungen, durch welche Schluß„reihen vermag die Vernunft, die Allmacht zu er„messen, die Anordnungen der unbegreiflichen Weis„heit zu erforschen, die Geheimnisse der Ewigkeit „zu ergrübeln?"

„Eine solche Bewandniß hatte es mit der „menschlichen Erkenntniß göttlicher Din„ge von je her; eine solche hat es noch jetzt, und „wird und muß es, durch die unabänderliche Na„tur unserer Vernunft, immer haben.

„Und eben so oft in Hinsicht auf die Sitten-„lehre."

„Welche menschliche Weisheit kann eine andre „Sittenlehre erfinden, als diejenige, bey welcher „die Menschen bis dahin gut und glücklich wur-„den? Welcher Scharfsinn eines Denkers mag auch „nur in der geringsten dieser Vorschriften etwas „ab- oder hinzuthun? Oder spricht das Gewissen „nicht jetzt noch sein altes, treues, unüberhörbares „Zeugniß zu dem Menschen von dem Guten, wel-„ches er zu thun, von dem Bösen, welches er zu „unterlassen hat? Ist es möglich, daß diese heili-„gen Gesetztafeln seines Willens, welche Gott in „unser aller Herzen wie mit eigner Hand ange-„schlagen hat, damit jeder, der nur will, den Weg „des Lebens unsträflich wandeln könne, daß diese „heiligen Gesetztafeln jemals zerbrochen oder ver-„nichtet werden?"

„Offenbar thöricht ist es daher, sich „in seinen religieusen Gesinnungen oder „Ueberzeugungen durch nichtige Spizfün-„digkeiten wankend machen zu lassen, „und darauf, als auf wesentliche Ent-

„scheidungsgründe, zu achten. Warlich! „Das menschliche Geschlecht würde doch „gar zu übel berathen seyn, wenn es von „den Grübeleyen der sogenannten Welt„weisen abhinge, ihm einen Gott zu ge„ben; oder auch, wenn es ihrer eiteln „Thorheit nun so beliebte, ihm einen „Gott zu nehmen."

„Ewig, wahr, und heilig, wie die Gottheit „selbst, ist unsere Erkenntniß von ihr, so wie sie „da Jesus Christus und eine geläuterte Vernunft „uns lehrt! Ewig', wahr und heilig, wie ihr un„wandelbarer Wille, ist jede Vorschrift der Sitten„lehre."

„So lange diese Schöpfung als leuchtendes „Denkmaal und redender Zeuge Gottes vor den „Augen denkender Geister steht; so lange das Ge„wissen mit warnender Stimme den Sünder „schreckt, dem Rechtschaffenen Trost und Ermun„terung in die Seele spricht; so lange die mensch„liche Vernunft den großen Gedanken „Gott" „denken, und ein Menschenherz die Fülle sei„ner waltenden Gnade empfinden kann, so lange

„wird

„wird die Religion Licht, Heil und Trost der „Menschheit seyn.“

Man sieht: das unableugbare Bewußtseyn der Idee von Gott, als solcher; die in ihrer bewundernswürdigen Zusammenordnung sich immer gleiche Schöpfung; die unabänderliche Natur unserer Vernunft; das unauslöschliche und unverwirrbare Zeugniß des Gewissens; — das sind die Grundsäulen der religieusen Ueberzeugung in dem aufgestellten Glaubensbekenntniß.

Hierzu — noch einige Bemerkungen. Ich sage: das unableugbare Bewußtseyn der Idee von Gott, als solcher. Man erinnere sich der starken Ausdrücke, in welchen ich eben von dieser Idee sprach: und lasse mich nun noch hinzusetzen: daß mir alle sogenannte Beweise, metaphysische und moralische, der physikotheologische selbst nicht ausgenommen, nicht sowohl als Beweise, denn als Verdeutlichungen der Idee von Gott, gelten: indem ich mich schlechterdings überzeugt halte, (und, wie man aus dem obigen Billet eines meiner Zuhörer sieht, auch meine Zuhörer

zu überzeugen suche,) daß es in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge überall nicht möglich war, so eingeschränkte Wesen, als wir Menschen auf dieser Erde sind, durch anschauliche Beweise von dem Daseyn und von der Natur göttlicher Dinge, d. h. der Gottheit, der Vorsehung, der ewigen Fortdauer unseres Geistes, zu belehren. Daher dann auch das bloße unableugbare Bewußtseyn der Idee von Gott, als solcher, ohne alle (unserer Vernunft nun einmal nicht erreichbare) Beweise, meiner Ueberzeugung genügt: wozu nun noch dies kömmt, daß weder die Vernunft, noch irgend Thatsachen in der Naturordnung, nicht der Idee der Gottheit und nicht dem Glauben an eine waltende Vorsehung und nicht der Hoffnung einer ewigen Fortdauer geradezu widersprechen, im Gegentheil die religiösen Lehrsätze darüber als höchst wahrscheinlich darstellen.

Ich höre hier einige Theologen mir entgegenrufen: „So wenig genügt mir in dieser wichtigen Sache nicht!" Ich antworte: „Nun! so schaffe dir oder auch mir gültigere Beweise und eine ge-

wissere Ueberzeugungsart." So wie ich etwa zu dem, der sich über die Unvollkommenheiten der gegenwärtigen Verbindung der irdischen Dinge gegen mich beklagte, sagen würde: „Schaffe dir, schaffe uns allen, eine vollkommnere Welt!"

Das Bewußtseyn der Idee von Gott, die unabänderliche Vernunftform, und das Zeugniß des Gewissens, haben, nach meiner Einsicht, gleiche Gewißheit und Untrüglichkeit; sind alle drey ursprüngliche, von keinem Menschen, und von keiner menschlichen Weisheit selbst gemachte, (obgleich nur auf natürlichem Wege entwickelte) Anlagen des ewigen Urwesens: und bedürfen daher auch alle drey keiner weitern Deduction und keines Beweises: sie sind durch sich selbst evident: ihr Daseyn, („das το οτι," wie Aristoteles sich ausdrückt), ist das authentische Kreditiv ihrer Wahrheit: alle drey aber können auch durch Sophisterey und Wahnglaube mannigfaltig verdunkelt, verwirrt, verbildet, jedoch durch eine sich selbst vollendende Vernunft wieder aufgehellet, verdeutlicht, und ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergegeben werden.

Wer sich, (etwa wie der berühmte Britte Hume,) von den religieusen Dogmen nicht überzeugen kann, oder sie für sehr überflüßige, wohl gar schädliche Dichtungen einer sich selbst täuschenden Vernunft hält;

Wer moralische und religieuse Belehrungen für schlechterdings unnütz erklärt, (und dergleichen Geister kannte ich nicht wenige:)

Wer es für unerläßliche Pflicht achtet, jede Wahrheit jedem aufzudringen — ohne Schonung für vorgefaßte Meinung oder Ueberredung: —

Der muß Verzicht thun, Geistlicher zu seyn.

Die Idee von einem Glaubensbekenntniß, welches jeder Bewerber um ein geistliches Amt in die Hände der ihn ordinirenden geistlichen Collegien ablegen müßte, und von welchem in Lehre und Betragen abzuweichen — eigentlich geistliches Amtsverbrechen seyn würde, läßt sich aus dem Gesagten sehr bestimmt zusammensetzen.

III. Predigerstand.

Bey der Verwaltung keines andern öffentlichen Amtes ist der Charakter des Mannes von so bedeutendem Einfluß, als bey der Verwaltung des Predigeramtes. Vir bonus, dicendi peritus, galt, schon bey den Alten, als die richtigste Definizion von einem Redner: um so viel unerläßlicher ist der „Vir bonus" in der Definizion eines Religionslehrers; zu geschweigen, daß gänzliche Entfernung von kleinlichen Leidenschaften, besondre Sittenmilde und unermüdlich-thätige Menschenliebe, eine Gewissenhaftigkeit, die in der Erfüllung jeder heiligen Amtspflicht keine Aufopferung scheut, und überhaupt eine gewisse Erhabenheit der Gesinnungen, welche einige lateinischen Kirchenväter sehr richtig mit dem Ausdruck „rerum humanarum despicientia" bezeichnet haben, wesentliche Bestandtheile in dem Charakter des geistlichen „Vir bonus," des Religionslehrers, ausmachen.

Der katholischen Kirche bleibt der unbestrittene Ruhm, eine glänzende Anzahl solcher ächt-religieuser Lehrer-Charaktere in ihrem Schooß hervorgebracht zu haben. Die Ur-

sachen davon sind — das System dieser Kirche, nach welchem der Prediger eigentlich ein Gottgeweihter ist, die geistliche Erziehung in den Klöstern, welche den Knaben und Jüngling schon von der Welt absondert und dem contemplativen Leben widmet, die Ehelosigkeit des geistlichen Standes, welche ihn der Familien- und Nahrungssorgen überhebt, der ausgebreitete Wirkungskreis, welchen die ansehnlichen Güterbesitze der vornehmen Geistlichkeit dem ächt-religieusen Lehrer darboten. Ohne auf die beträchtliche Anzahl höchst achtungswürdiger Charaktere unter den sogenannten Heiligen Rücksicht zu nehmen, stellt uns die Kirchengeschichte von Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, eine erfreuliche Menge ächter Religionslehrer-Charaktere auf. Zwey Ideale dieser Gattung, das eine von wahrer Christusmilde, das andre von hoher Prophetenwürde, haben von je her meine innigste Bewunderung an sich gezogen: sie heißen — Fenelon, (Erzbischof von Cambray, der bekannte Verfasser des Telemach) und Nikon, Patriarch von Rußland, unter Peter I. (denn das Religionssystem der Russischen Kirche

ist, mit geringerer Ausnahme, das System der katholischen). Leben und Geschichte des erstern sind bekannt genug: eine Uebersetzung der Lebensgeschichte des Patriarchen Nikon aus dem Russischen, ist im Jahre 1788 bei Hartnoch in Riga herausgekommen, eine Biographie, welche uns von Anfang bis zu Ende einen christlichen Elias oder Jesaias kennen lehrt, einen Mann, dem Rußlands großer Peter I., welcher ihn doch eine Zeitlang grausam verfolgte, mit Recht Thränen der Wehmuth weinte.

Unbescholtenheit, Würde und liebenswürdige Milde ist das höchste, was der protestantische Geistliche leisten kann: seine Erziehung, seine Entfernung vom bürgerlichen und politischen Einfluß, sein ehelicher Stand, erlauben ihm keine höhere Stufe der Ausbildung. Spalding, Teller, Dietrich haben, in unserer Königlichen Residenz, als Muster dieser Gattung geglänzt. So wie aber unser Zeitalter, als das Zeitalter weitgetriebener Kultur, für das, was hohe Würde und Sitteneinfalt heißt, weniger Sinn hat, als jedes der vorigen; so wie es liebenswürdige Herzlich-

keit und allgefällige Geselligkeit zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten rechnet; so hat auch Spaldings Nachfolger, der Probst Zöllner, auf diesem Wege glücklich das Geheimniß gefunden, in Tagen, wo jener magische Nimbus um den geistlichen Stand bis auf den kleinsten Schimmer verschwunden ist, sich einer fast gleichen, ehrenvollen Popularität zu erfreuen, als der prophetisch-ehrwürdige Spalding; einer Popularität, in welcher, wenn vielleicht weniger rein-religieuse, wenigstens bürgerlich-praktische Wirksamkeit ein höchst schätzbares Hauptmoment ist, nach welchem, bey der gegenwärtigen Stimmung des Zeitalters, jeder Geistliche streben sollte.

Derselbe Geist des Zeitalters hat eine schädliche, den geistlichen Stand unaussprechlich-entehrende Ausartung von geistlichen Charakteren hervorgebracht: es sind jene geistlichen Weltmänner (denn dies letztere Wort ist für solche Ohren der höchste Wohlklang) welche ihren christlichen Gemeinen durch ihr eigenes Betragen ein Beispiel geben zu wollen scheinen, wie allgefällig das neueste Religionssystem zu jeder Kleinlich-

kelt des verfeinerten Lebens, selbst zu denen von der verdächtigsten Art, heruntergezogen werden kann; welche sich nicht entblöden, am Sonntage von den erhabensten aller Gegenstände zu der christlichen Gemeine zu reden, und alle Tage der Woche hindurch die cavalieri serventi der Stadt zu machen; die einen größern Ruhm darin setzen, für die ersten Kunst-Kennerlinge in den gesellschaftlichen Cercles gehalten, dann als Vorsteher der Schulen, als Kranken- und Armen-Pfleger geachtet zu werden. Vom Kopf zum Fuß mit Schaam bedeckt, mit Schaam vor meiner ganzen geistlichen Mitbrüderschaft, stand ich da, als ich, bei meinem diesjährigen Aufenthalt im Bade zu Freyenwalde, mir von einigen Damen, unter Spott und Lachen, erzählen lassen mußte: wie oft der nunmehrige Inspektor ** bei seinem Aufenthalt im Bade, ihnen das Siegwartische Liedchen: „Stern der Liebe ꝛc.“ vorgespielt und vorgesungen? wie vielen und welchen Damen er insbesondere die Cour gemacht? u. s. f. Ich zweifele, ob ein Religionslehrer selbst durch grobe Laster seinen Stand mehr herabwürdigen kann, als durch ein so erbärmlich-kleinliches

und eiteles Betragen. Laster sind oft augenblickliche Ueberschnellungen der Leidenschaft: ein solches kleinliches Betragen aber verräth eine gänzliche Vereitelung und Herabwürdigung des Menschen nach Geist und Herz: welch ein Contrast zwischen diesem verächtlichen, bespottens- und belachenswürdigen Charakter und zwischen der erhabenen Bestimmung des Religionslehrers!

In einer neu-anzufertigenden Litaney müßte die Bitte: „Und bewahre uns vor geistlichen Gecken!" nothwendig mit angebracht werden.

Die herrschende Gemeinheit der menschlichen Charaktere bringt es mit sich, daß es von je her gab und immer geben wird — eine beträchtliche Menge von Geistlichen, denen ihr Amt nichts mehr und nichts weniger ist, als so vielen andern Beamteten das ihrige, ein bloßes Erwerbsmittel: die für ihr ganzes Daseyn kein höheres Bedürfniß fühlen, und keinen angelegentlicheren Wunsch haben, als den des Cervantischen Ritters, nach einer überstandenen höchst schmerzhaften Behandlung von seinen Feinden, „que le diessen à comer, y le dexassen dormir:"

„man möchte ihm nur zu essen geben, und ihn schlafen lassen:" die an dem Altar des Herrn sich nur wärmen und für sich und für die Ihrigen Speise bereiten. Obgleich ich zur Ehre meines Standes, unpartheyisch gestehen muß, daß ich bey meinem, (vielleicht zu eingeschränkten) Umgange mit Geistlichen, bis jetzt noch keinen gefunden habe, der auf sein Amt nicht einen gewissen Accent setzte, welchen er, höchst wahrscheinlich, auf kein anderes gesetzt haben würde.

Gewisse Fehler gehen aus der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres Standes hervor, gegen welche wir uns nicht sorgfältig genug verwahren können. Wir nehmen, wenn wir nicht auf uns selbst acht haben, bey der Führung unseres Amtes gar leicht an — die fromme Redseligkeit der Betschwestern; die Schmähsucht böser Weiber; die Zanksucht der Hospitalitinnen; das Hochfahrende kleiner Offizianten; die Eifersüchteleley schlechter Künstler; die Aufgeblasenheit alter Magister. Frömmelnde Redseligkeit: sie ist der natürliche Wiederhall des Kanzeltons.

Schmähsucht: in diese artet, bey kleinen Seelen, die geistliche Sittencensur aus. Zanksucht: die sogenannten Accidenzen, der größere oder kleinere Anhang in der Gemeine, der zufällige Vortritt bey dieser oder jener Gelegenheit, sind die gewöhnlichsten unter den vielen veranlassenden Ursachen dazu. Ich kannte, leider von Angesicht zu Angesicht, drey geistliche Herren, die in ihrem Betragen als Collegen, mehr Umsicht und Rücksicht, mehr Schonung und Behutsamkeit gegen einander beobachteten, als die Höfe Berlin, Rußland und Frankreich in allen ihren politischen Verhandlungen seit der Krisenvollen Revoluzions-Periode: und die, troz jener Umsichten und Rücksichten, dennoch bey jeder geringsten Gelegenheit, sich einander auf den Zeh traten. Der Küster einer gewissen, — ich weiß nicht mehr recht, ob Berlinischen? Kirche, hat die Bemerkung gemacht, daß die vier geistlichen Herren seiner Gemeine jeden Sonnabend der Woche, wo sie sich zusammentreffen, in der Sakristey, unverändert, in Reih und Glied (um seinen eigenen Ausdruck beyzubehalten) aufmarschiren, nehmlich No. 1, 2, 3, 4. Kleinliche Rang-

sucht und hochbrüstige Würdesucht: Nichts fällt so leicht in's lächerliche, als Sucht nach Würde: einige unter uns sind, in ihren kleinen Sprengeln, wahre Päbste: ihre Gebehrdung erinnert an die Fabel von dem Frosch und dem Stier. Wie weise das Schicksal handelte, daß es diesen Leuten nicht Provinzen zu regieren, nicht Heere zu befehligen anvertraute! Kleinliche Künstler-Eifersüchteley. Jeder Geistliche fühlt es dunkel, aber lebendig, daß, um eine beyfallswerthe Predigt zu machen, oder auch nur mit Energie herzusagen, ein Etwas erfodert wird, was man sich nicht selbst geben kann: daher — diese Eifersüchteley. Aufgeblasenheit der alten Magister: Unglaublich ist der Stolz gewisser geistlicher Herren auf ihre Wissenschaft, die doch selten nur das wissenschaftliche Maas der Gymnasiasten überschreitet, welche zwey Drittel der Reife für die Universität erlangt haben. Einer dieser Aufgeblasenen erklärte die bekannte Seidenstückersche Abhandlung über die unverdienten Vorzüge des geistlichen Standes vor dem pädagogischen für die schmählichste aller Kränkungen, welche unserm Stande in den

neuesten Zeiten wiederfahren. Derselbe geistliche Herr schrieb, als ihm, das entsetzliche!! Unglück begegnet war, daß eine Reihe singender Chorschüler, indem er, im feyerlichen Ornat, vor ihren Augen über die Straße ging, ihn nicht mit abgezogenem Hut gegrüßt hatte, an einen Rector des Gymnasiums ein Anklagebillet folgendes Anfangs: „Nein! so sehr hatte die Irreligiösität bis dahin noch nicht überhand genommen! ich ging neulich . . . . . und keiner der Chorschüler zog den Hut ab." *) Wenn die geistliche Herren ihre erbärmliche Rangsucht und Aufgeblasenheit so schaamlos zur Schau tragen: kann es sie befremden, daß Lehrer und Schüler sie zum Ziel ihrer Spöttereien machen? Laßt uns, Prediger und Schullehrer, oder auch Schullehrer und Prediger, ein jeder in seiner Sphäre, das möglich größte Gute hervorzubringen suchen: und dadurch der Welt unser gegenseitiges Verdienst beurkunden. Wozu — Streit und Eifersüchteley? Die Layen-Welt ist gerecht genug, den verdienstvollen Geistlichen und den verdienstvollen Schullehrer zu achten.

Es

*) Alle diese Thatsachen fallen i. d. J. 1801 — 1802.

Es schmerzt mich, sagen zu müssen, daß es von jeher in meinem Stande der Ausschweiflinge und der offenbar-verderbten Menschen mehrere gab, als derer vom Schulstande. Die Ursache davon liegt ohne Zweifel vorzüglich in der schönen Muße, deren sich der größte Theil der Geistlichen erfreuet, und die für die menschliche Natur immer eine der unwiderstehlichsten Verführungen zu Ausschweifungen und Lastern ist.

Eben aus dieser größern Verführbarkeit der Geistlichen durch die Muße, so wie aus dem unerlaslichen Erforderniß der Unbescholtenheit des Charakters eines Religionslehrers, fließt die Nothwendigkeit einer strengen Kirchen-Disciplin ab, nach welcher die Herren Geistlichen mehr, als jeder andere Stand, in Hinsicht auf ihre gesammte Amtsführung sowohl, als besonders auch in Hinsicht auf die Oeffentlichkeit ihres moralischen Betragens, der Kritik ihrer obern und obersten Kollegien unterworfen seyn müßten, und zwar in einem viel größern Maas, als es bis jetzt der Fall war. Welch ein Vorwurf für die Schlaffheit unserer protestantischen Kirchen-Disci-

plin war es zum Beyspiel, daß der vor einigen Jahren verstorbene Prediger — h, stadtkundig einer der schändlichsten und ausgeartesten Menschen, dennoch nie anders, als höchstens von dem Kammergericht wegen Schulden, verurtheilt wurde? Vergebens wendet man hier ein: kein Kläger — kein Richter. Die öffentliche Meinung allein schon, dünkt mir, müßte zur Anklage eines Geistlichen bey seiner Behörde hinlangen: und diese kann doch eben so wenig den höheren Kollegien, als seinen Mitbrüdern, unbekannt bleiben. Gesetzt, ein Mensch hätte die Dreistigkeit, alle Sonntage als Religionslehrer auf die Kanzel zu treten, der, wegen der Zügellosigkeit seiner Sitten, und Schaamlosigkeit seiner gewöhnlichen Unterhaltungen, von drey geschlossenen sehr anständigen Gesellschaften, deren Mitglied er einst gewesen, ausgestoßen worden; sollte dieser, auch ohne Ankläger, nicht durch die öffentliche Meinung genug gebrandmarkt seyn? Und doch giebt es ein solches Beyspiel! Warlich! die bisherige Vollmacht unserer geistlichen Kollegien war zu beschränkt, und sollte, um der Ehre unsres Standes willen, eine beträchtliche Erweiterung erhalten. Der ächt, pauli-

nische Eifer unseres verehrungswürdigen Teller gegen die überhandnehmende Ausartung des geistlichen Standes ist durch seine schriftlichen Aeußerungen hinlänglich beurkundet, und seine mündlichen Unterhaltungen sind desselben Geistes voll: Männer von diesem Gehalt verdienen gewiß die unbeschränkteste Vollmacht in Hinsicht auf die geistliche Sitten-Censur.

Kleinliche Bedürflichkeit, und alles, wozu sie verleiten kann, kleidet die Würde des Religionslehrers am allerwenigsten: und doch ist gerade der lutherische Geistliche, durch die Abhängigkeit von den sogenannten Accidenzien, dieser Bedürflichkeit preis gegeben. Diese Abhängigkeit von Accidenzien, ist, so manches sich auch von einer gewissen Seite dafür sagen lassen mag, in jedem Fall eine — Nothzüchtigung unserer Sittlichkeit: wobey freylich der edlere Geist allen seinen Adel behalten kann: so wie das warhaft-züchtige Mädchen, auch bey der frevelhaften Entehrung ihrer Keuschheit, sich eine reine Seele erhalten kann. Für die größere Menge bleibt es immer eine gefährliche Prüfung.

Wie ist, bey so vielen andern aufmunterungslosen Aussichten für den Predigerstand, dem Uebel abzuhelfen? Man lasse mehrere Predigerstellen, die durch die Verminderung der Functionen, welche sonst die cura individualis erfoderte, überflüssig geworden, eingehen: welches besonders in den Städten der Fall ist. So könnte z. B. unser Berlin lutherischer Konfession, ohne Verlust, vier bis fünf Predigerstellen entbehren. Und auf dem Lande sollte es, dächt' ich, hinlangen, wenn manche Gemeine alle zwey oder vier Wochen einmal eine Predigt aus dem Munde ihres Geistlichen hörte: der Küster, (welcher oft besser liest, als der Geistliche vorträgt,) könnte die übrigen Sonntage durch zweckmäßig-gewählte, vorgelesene Predigten ausfüllen. Fast freue ich mich, daß die Konsistorien, zur Ergreifung dieser sehr heilsamen Maasregeln, durch den allmählichen Mangel an Kandidaten des Predigeramts, die in jedem andern Stande ein glücklicheres Fortkommen hoffen können, werden gezwungen seyn. Wie lange will man denn zwey oder drey Menschen schändlich hungern lassen, wo Einer ein genügliches Auskommen haben würde? Daß bey einer solchen Einziehung überflüßiger geistlicher Stellen auch die Besoldungen der Schullehrer und Schulhalter erhöht werden müßten, ergiebt sich von selbst.

Zur Erweiterung der Nutzbarkeit des Predigtamts, zur vielseitigern Verbindung mit den Gliedern der Gemeine, zur Wiederherstellung des gegenseitigen Zutrauens zwischen ihnen und dem Prediger, würde es sehr zweckmäßig seyn, daß die Geistlichen in den Städten, wie auf dem Lande, zur unmittelbaren Theilnahme an dem religieusen und moralischen Unterricht in den Schulen, so wie an der unter strenger Aufsicht gehaltenen Armenpflege, verpflichtet würden. Durch die letztere würden wir Geistliche, in großen Städten besonders, an Bekanntschaft mit den Bedürfnissen, wenigstens eines beträchtlichen Theils der Glieder unserer Gemeinen gewinnen, zu welchen wir, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, fast als zu einer Versammlung von unbekannten Menschen reden: wodurch nicht weniger unsre öffentlichen Vorträge an Eindruck, als wir selbst an Zutrauen verlieren.

In Hinsicht auf die Abstellung der in dieser kleinen Schrift gerügten, und auch ohnedies bekannten kirchlichen Misbräuche hoffe ich mit jedem Patrioten sehr viel von unserm verehrungswürdigen Ober-Konsistorium: aber ich fürchte alles von einer gewissen verächtlich-engherzigen Popularitätssucht; von der herrschenden Ueberre-

dung, daß, in Sachen der Liturgie, wie der Religion, nichts zu rücken und nichts zu regen, die weiseste Maasregel sey; von dem schriftlich und mündlich erklärten Haß gewisser Leute gegen den geistlichen Stand. Diese mächtige Hindernisse kann die Weisheit und das Wohlwollen eines ächt-religieusen Monarchen vielleicht allein nur glücklich besiegen.

Das Schicksal dieser Schrift wird und muß, durch den natürlichen Zusammenhang der Dinge, folgendes seyn:

Sie muß mir manchen Haß erwecken: dies versteht sich von selbst.

Sie muß mir den Vorwurf des Stolzes, vielleicht auch des Spottes über die Gebrechen meines Standes, zuziehen: dies liegt in dem optischen Schein der Abhandlung, als Rügeschrift betrachtet.

Sie muß in keiner Zeitschrift, wo gewisse berlinische Hände hinreichen, unpartheyisch beurtheilt, sie muß verworfen und zertreten werden: dies liegt in der unabänderlichen Natur teutscher und berlinischer Dinge.

Da ich, nur mit der gewissesten Aussicht auf ein solches Schicksal dieser Schrift, Hand an dieselbe legte; so würde es sehr überflüßig seyn, hier

meine Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Erfüllung jener Erwartungen zu erklären.

Aber reichlich entschädiget würde ich mich halten, wenn meine Abhandlung auch nur einigermaßen, zur Abstellung kirchlicher Misbräuche, zur Einführung einiger Verbesserungen, mitwirkte.

Durch die Rüge so mancher kirchlichen Misbräuche, durch die niederschlagende Beherzigung so mancher Mängel und Gebrechen meines Standes, hab' ich meine Einbildungskraft, vielleicht auch die meines Lesers, geschwärzt: ich muß sie anfrischen durch folgendes liebliche Gemählde des Abbts Delille, welches er in seinem berühmten Gedicht: „Le homme des champs:" von einem würdigen Landgeistlichen entwirft:

Voyez vous ce modeste et pieux presbytere?
Là vit l'homme de Dieu, dont le saint ministere
Du peuple réuni présente au ciel les voeux,
Ouvre sur le hameau tous les tresors des cieux,
soulage le malheur, consacre l'hymenée,
benit et les maissons et les fruits de l'année,
enseigne la vertu, reçoit l'homme au berceau,
le conduit dans la vie, et le suit au tombeau.
Par ses sages conseils, sa bonté, sa prudence,
il est pour le village une autre providence.
Le pauvre le benit, et le riche l'estime;

et souvent deux mortels, l'un de l'autre ennemis,
s'embrassent à sa table et retournent amis.

Dank der ewigen Vorsehung, daß dies schöne Bild des Dichters in der wirklichen Erfahrung von jeher Seitenstücke fand, und höchst wahrscheinlich auch immer finden wird!

Berichtigungen.

Seite

35 lies in großen Versammlungen, statt vor.
38 lies seine höchste Bestimmung, statt eine.
55 lies patriarchalischen Erzählungen, statt patriotischen.
61 lies Schauspieler Qvin, statt Qvien.
62 lies Teutschen, statt deutchen.
67 lies heruntersteigen, statt hinunter.
74 lies wegen dieser oder jener, statt um.
75 lies durch ein bestimmtes Fest, statt ein bestimmtes Fest durch.
86 lies in der ersten Zeile, die ihr, statt die ihm.
86 lies Herren, statt Herrn.
97 lies der Liturgie gemacht werden, statt geschehen.
100 lies sucht, statt suchte.
108 lies überwiegen, statt überwinden.
141 lies von Traurede, statt Trauredeu.
ibid. lies erröthete, statt glühte.
168 lies vielversprechende, statt vielversprechenden.
184 Tage, statt Tag.
239 oben lies eben so auch statt oft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jenisch, Daniel

Über Gottesverehrung und kirchliche Reformen

Berlin 1816

Liturg. 629

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10590605-3